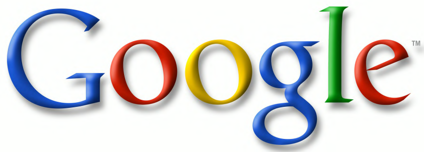
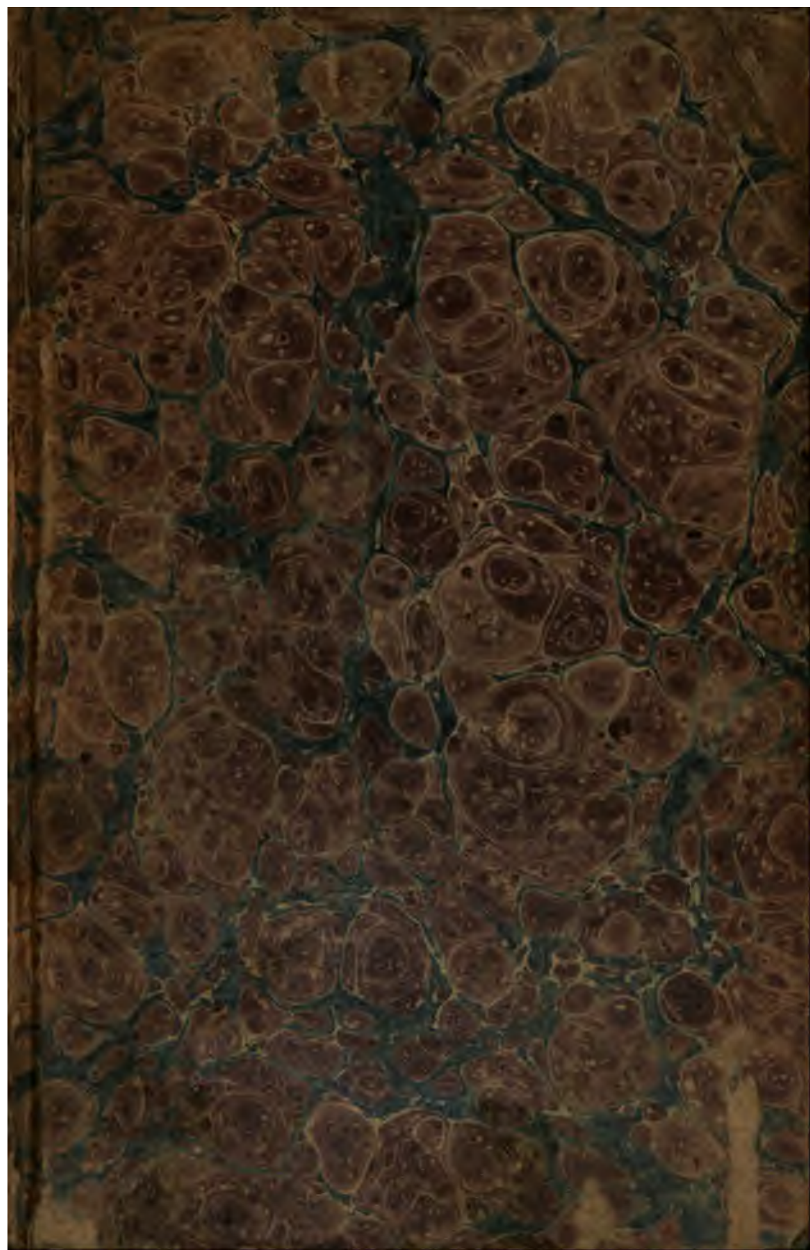




Aus meinem bürgerlichen Leben

A. Schefer

CLXXII.

309.

Kahldorf

über den Adel.

Bei Hoffmann und Campe sind erschienen:

Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. 1. Thl. Mit 12 Charakterbildern, erfunden und radirt vom Herausgeber. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bolivar's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von seinem General-Adjutanten Ducoudray-Holstein; die Charakterschilderung und Thaten des südamerikanischen Helden, die geheime Geschichte der Revolution in Colombia und ein Sittengemälde des colombischen Volkes enthaltend. Deutsch bearbeitet von C. N. Röding. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830 von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. 8. 12 Gr.

Heine, H., Reisebilder. 3 Thle. 8. 5 Thlr. 8 Gr. Velinp. 6 Thlr. 8 Gr.

Heine, Nachträge zu den Reisebildern. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Velinp. 2 Thlr.

Immermann, C., Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Gesängen. 8. 20 Gr.

Maltitz, Freihr. G. A. v., das Pasquill. Schausp. 8. netto 15 Gr.

Raupach, Dr. E., Schauspiele und Trauerspiele. 1. Bd. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Derselbe, Die Schleichhändler. Lustsp. 8. 1 Thlr.

— — Die Tochter der Luft. Myth. Tragödie. 8. 1 Thlr.

Kahldorf über den Adel

in Briefen

an den

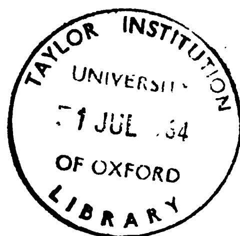
Grafen M. von Moltke.

Herausgegeben

von

H. Heine.

Nürnberg,
bei Hoffmann und Campe.
1831.



Einleitung.

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Teutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns in's Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten, in unserer teutschen Weise, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst

passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und tranzendentale Träume, wobei uns der Mordspectakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Teutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der teutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Teutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre teutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen

Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveraine Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntniß, sogar Entschädigung, und in der

neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguirt, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Teutschthümelei, die Gemüthlichkeit. — Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichtischen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Creaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philiosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité du salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Cursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern

alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: wird die teutsche Revolution eine trockne seyn oder eine naßrothe — — ?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen July aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Teutschland eben so den einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der

Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Civilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstande; die unteren Classen waren geistig verwahrlost, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Classen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manoeuvres zwischen rivalisirenden Corporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Maitresseneinfluß und dergleichen Staatsmisere. Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden

Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulniß durchschaute und schmerzhaft ausrief: „die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie wieder einrichten soll!" als Jean Jaques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Constitution, das goldne Vlies mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definirte und Mirabeau redete, und die Donner der constituirenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen:

— da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obscuranten der Sorbonne die Büchercensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Censur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von

jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriguanten, den Pitt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisirt sie durch eben so leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die von Zufall oder Bosheit gesät, so tödtlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vor-

schub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eignen Herren ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Censur der

Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadirte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen konnte, und den sie deshalb, in ihrer ökonomischen Weise, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umstralt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unser Lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greul, da gab's kein muthwilliges Morden,

da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshüttes und von Varicourt voraustrug und in Sevres still hielt, um sie dort von einem Citoyen Perûquier abwaschen und hübsch frisiren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesät, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichter Weise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieb-

lichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des teutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch seyn muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Teutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der

Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Cavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas ausrichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft, mit indischer Geduld, eine Broschüre, betitelt:

„Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, Königl. Dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, so zu sagen dogmatischen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandschaft- und Waffenämtern, womit man den Adeligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen nobken Ansichten herunterschlägt, und die Wahlstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visir, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit er-

borgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver **nom de guerre** wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätensionen und Erblügen discutiren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spatzieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputirten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte in's Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund und er brach ein Bein. Als

ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bischen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht curirt, und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mahl einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mittheilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isoliren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete

Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht blos eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Gro-

ßen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: die Adeligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones. Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Capital einer korinthischen Säule. Ueberhaupt wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Capitalisten den capitalen Einfall bekommen, sich, anstatt des Adels, als korinthisches Capital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel in Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Theil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eignen Prätensionen, und schwatze sie blos hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels, als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und an-

deren Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Uebereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respect halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln, oder zu diesem Zwecke fraternisirend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der

durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich banquerot. Während des Friedens besorgte Oestreich die Interessen des Adels, — — — — — — —

— — — — — — — — — —

und wie der unglückliche Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und . . . . war dessen Hudson Lowe — — Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg — — — —, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende July wurde die Revolution wieder-

geboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, — — doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radicalcur, wo nicht gar die Hungercur verordnet, und das inficirte Irland soll ihm noch obendrein amputirt werden. Oestreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen —

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetiquette, ohne Edelknechte, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Czaar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüber stand, und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Czaar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen

Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Czaarenthum unverträglich mit den Ideen einer constitutionellen Freiheit, die den geringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolaus I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Oestreichs, mit all seiner Macht der factische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von constitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen.

Die hohe Noblesse von Europa weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Genade eingesetzten Königthums verfechten soll gegen Fürstenlästerer und Adelsläugner; mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehemaligen teutschen Kaiser die abgetragenen heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der ver-

liner Officiere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir teutschen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körner's Leier und Schwert soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen

soll dem ganzen Volke noch extra eine Constitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Constitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wissen, es sind lauter scharmante Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel, so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Collegen nicht seinem blutigen Scandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um, durch den Contrast mit solchem gekrönten Wichte, noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Constitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar

von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souverainen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie, auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge, allzukeck gallopiren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! und ich weiß auch jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen

Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je und ihre uniformirten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

Geschrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Erster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke, Königl. Dänischen Kammerherrn und Mitglied des Obergerichts zu Gottorff.

Mit hohem Interesse, Herr Graf, habe ich Ihre Schrift: Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande (Hamburg bei Perthes und Besser 1830), in diesen Tagen gelesen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, welchen Sie zu beleuchten unternommen haben, erregte, wie billig, meine ganze Aufmerksamkeit. Nur ein Mann wie Sie, mit Ihrer sittlichen Ueberlegenheit, von Ihrem Gehalte und Ihrer Haltung, konnte in einem Augenblicke

seine Stimme über den Werth und die Würde seines Standes abgeben, ohne befürchten zu müssen, die stets geschäftige Lästerzunge der Neologen gegen sich zu reizen. Freimuth und eine edle Gesinnung werden stets diesen Feind entwaffnen, und sollte auch die gestellte Aufgabe dem Publicum nicht genügend gelöst scheinen: so wird es dennoch dem Manne gewogen bleiben, der mit dem Bewußtsein einer guten Absicht seine Meinungen der Würdigung desselben in einer würdevollen Form darlegte.

Um so mehr aber darf ich von Ihrer Seite auf eine nachsichtige Aufnahme einiger Zweifel gegen die von Ihnen aufgestellten Behauptungen rechnen. Auch ich habe den besten Willen, sine ira et studio Ihnen meine Zweifel vorzulegen, und je weniger ich im Interesse eines Standes zu schreiben glaube, desto mehr hoffe ich den Vorwurf zu vermeiden, eine individuelle Meinung kränken zu wollen. Vielmehr achte ich jede Mei-

nung, die ein Ausfluß inniger Ueberzeugung ist; nicht, als ob ich der Meinung huldigte, die ich nicht theile, sondern weil ich jeden Mann von Bildung achte, welcher die Kräfte seines Geistes zur Herstellung einer gerundeten Ueberzeugung thätig werden ließ. Solche Ueberzeugungen sind individuelle Heiligthümer; mit ihnen erhebt sich der gebildete Mensch über die Fläche des Lebens und unterscheidet sich sichtlich von der Masse unter ihm, die sich behaglich an solche anschließt, welche ihr das unbequeme Geschäft des Denkens ersparen.

Es ist vielleicht eine nicht gleichgültige Folge unseres öffentlichen Lebens, daß bei der Masse verbreiteter guter Kenntnisse der gebildete Mann so wenig aufgefordert ist, über sein Verhältniß als Bürger und seine Wechselbeziehungen zur Gesellschaft sich eine deutliche Vorstellung zu bilden. Aber man würde unbillig sein, sich darüber zu wundern. Bei dem geringen, ja bei dem hin und wieder reinpassiven Antheil, welchen die Verfassun-

gen der mehresten teutschen Staaten dem gebildeten Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten lassen, kann er sich unmöglich zu einem höheren Standpunkte erheben, als zu dem engherzigen eines guten Pfahlbürgers, zu dem selbstsüchtigen eines fleißigen Producenten, zu dem loyalen, eines eifrigen Beamten, welcher bekanntlich jede freie Privatmeinung ausschließt, oder zu dem eines bevorrechteten Standes, der durch Grundbesitz, Feudalnexus und selbst durch historische Erinnerungen einstiger hoher, politischer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, ein Uebergewicht über alle Classen der Gesellschaft behauptet.

Fassen wir diesen Gesichtspunkt scharf ins Auge, Herr Graf, so müssen wir unbefangen gestehen, daß die Gesellschaft, wie sie ist, den Unterschied der Stände nur historisch und unwillkürlich festgehalten zu haben scheint. Ohne Revolutionen lassen sich sociale Grundfesten nicht auf einmal

einreißen. Der Entwickelungsgang der gesellschaftlichen Vernunft, sobald er ruhig und ohne Gewaltsamkeit fortschreitet, pflegt, von gegebenen festen Punkten aus, einem ihm selbst selten klaren Ziele unter mancherlei Wechseln zuzustreben. Immer aber sind es Ideen, welche den Charakter der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Die Verwirklichung derselben im Leben beschäftiget Jahrhunderte, aber ihre allmählige äußere Darstellung erzeugt erst die Klarheit und das Bewußtsein der Idee, und mit dieser Klarheit treibt die Menschheit unwillkürlich sich selbst nach dem Ziele der möglichst vollständigen äußern Darstellung einer neuen Idee, die sich meist in geradem Widerspruche mit der alten befindet, und in diesem Widerspruche erstarkt. Die Vollendung aber der Entwickelung der alten Idee bedingt einen scheinbaren, culminirenden Stillstand derselben, und darin liegt der Keim ihrer angehenden Schwäche gegenüber der

aufsteigenden neuen, von der sie allmählig von ihrer Höhe gedrängt wird, bis sie matt und abgelebt verschwindet.

Das eben ist der unendliche Reiz, den ein aufmerksames Betrachten der Vergangenheit und Gegenwart bietet, daß die Menschheit sich unaufhörlich zu entfalten, zu gestalten, und in dieser Gestalt zu verewigen trachtet, und doch immer wieder nach Verjüngung, nach Wiedergeburt und neuer Entwickelung ringt; wie es ja der einzelne Mensch sich so oft auch wünscht, da er am Ende des Lebens erst sieht, wie er hätte vom Anfange leben sollen. Aber ohne dieses gewaltige Agens müßte das Leben der Menschheit verknöchern; die Vernunft einer Zeit müßte die Vernunft aller folgenden Zeiten werden, und der Stillstand des Geisteslebens würde den Beobachter, ja die Menschheit selbst mit Ekel erfüllen. Mit ihm hingegen bewegt es sich in einer ewigen Reibung der Kräfte, die ihm jene Funken ewigen Feuers entlockt, das es

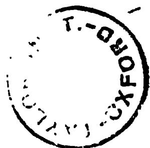
erwärmt und von Zeit zu Zeit selbst erhitzt. Nur darin erkennen wir die Einheit der ewigen Vernunft im Leben der gesammten Menschheit, und Frevel ist es, diese Einrichtung zu schmähen; Frevel, der sich oft schon schwer gerächt hat, ihr mit der Vermessenheit, sie vernichten oder meistern zu können, störend gegenüber zu treten. Sie ist, und ihr Dasein ist nur bedingt durch das Dasein des Menschengeschlechts und der ihm allein von der Gottheit verliehenen Vernunft.

Diese Betrachtung, Herr Graf, mußte sich mir als eine allgemeine, leitende aufdringen, sobald ich Ihre Schrift gelesen hatte. Ich läugne nicht, daß Sie selbst durch mehrere Andeutungen mich veranlaßt haben, sie anzustellen; allein die Vergleichung, die Anwendung ist das Resultat meines eigenen Nachdenkens. Sie selbst stellen den Gesichtspunkt der Ewigkeit — wenn ich so sagen darf — des Adels auf. Sie stützen ihn auf die Behauptung, daß die Natur selbst seine Fortdauer

durch eine Rangordnung und Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Schöpfungen bestimmt angedeutet habe. Sie bauen auf die Verschiedenheit in der nicht mit Vernunft begabten Schöpfung Ihre Theorie, daß in der vernünftigen Creatur eine ähnliche Verschiedenheit Statt finden müsse, und bilden aus der wirklichen Verwahrlosung einzelner Individuen das Axiom: es müsse in der bürgerlichen Gesellschaft eine Verschiedenheit des ideellen Werthes der sie bildenden Glieder in Folge jenes Naturgesetzes Statt finden. Denn was sollten Sie anders mit dem Satze meinen: „daß wir es selbst an künstlichen Verrichtungen nicht haben fehlen lassen, die Vorzüge mancher vollkommneren Gattungen der einzelnen Geschlechter der vernunftlosen Geschöpfe zu steigern und die Dauer derselben zu sichern?“ Die Anstalten, welche man zu Veredlung von Thieren, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen dienen, getroffen hat: sollten sie wohl einen

Beweis, ja einen Grundsatz zur Befestigung Ihrer Ansicht liefern? Ich gestehe, daß ich nicht ohne Erröthen mich genöthiget sah, diese Ihre Behauptung zu deuten. Sie selbst scheinen sich gescheuet zu haben, von diesem so oft belachten und von der gebildeten Gesellschaft im Innern Teutschlands längst verworfenen Parallelenbeweise einen deutlichen Gebrauch zu machen; und wenn ich daher auch selbst jene Hindeutungen nicht zu billigen im Stande bin, kann ich doch nicht unterlassen, Ihrem Zartgefühle, das sich gegen dergleichen Armseligkeiten sträubt, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Obgleich überzeugt, daß Ihnen die Einwürfe gegen das, von Ihnen zu Gunsten des Adelsinstituts angerufene Naturgesetz nicht fremd sind, erlaube ich mir doch, dessen Anwendung auf den gegebenen Fall als unpassend zu bestreiten, und den Vorwurf langweiliger Wiederholung bekannter Dinge auf mich zu laden. Zugleich aber gestehe ich offen,



daß der Wunsch, diesen unangenehmen, eine ganze achtungswerthe Klasse der Gesellschaft preisgebenden Ursprungsbeweis für immer aus dem Felde der Erörterungen entfernen zu helfen, jede andere Rücksicht bei mir überwiegt. Jedoch beseitige ich diesen Präliminarpunkt lieber in meinem nächsten Briefe, und bitte Sie, unterdessen die in diesem aufgestellten leitenden Gesichtspunkte Ihrer besonderen Prüfung zu würdigen.

Mit Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

Zweiter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Sie nahmen, Herr Graf, einen Anlauf ab ovo, als Sie auf ein Naturgesetz die Nothwendigkeit des Adels bauten. Sie deuten jenes Naturgesetz an, gedenken der künstlichen Anstalten der Menschen, den edleren Schöpfungen der Natur Dauer zu geben; finden sodann einen Naturadel in der Verschiedenheit der Gaben und Gnaden, womit die weise Gottheit ihre Menschen ausgerüstet hat, begründet und sehen aus den ältesten Zeiten herauf durch alle Vergesellschaftungen der Menschheit diesen Adel gleich dem rothen Faden sich ziehen, der

sich nach Umständen hier so, dort anders ankündiget, und in Teutschland, überhaupt unter Germanen im Lehn- und Ritterwesen seine europäische Niederlassung an- und festknüpft.

Nun gestehe ich Ihnen, daß ich mich eben so wenig mit dem naturhistorischen als welthistorischen Theile dieser Andeutungen recht abzufinden weiß. Der Orient beut nirgends einen Adel in einem für Europäer bequemen Sinne. Nur ein Verhältniß ist mir bekannt, welches in Asien europäischen Rangverhältnissen als ähnelnd an die Seite gestellt werden kann, und wahrscheinlich auch den ältesten nord- und östlichen Germanenstämmen nicht unbekannt gewesen ist, wenn die alten Leges nicht täuschen. In Asien nämlich pflegt der Werth der Völker und Menschen vom Herrschen und Dienen abhängig zu sein. Das siegende Volk, welches die Nachbarn unterjochte, und seinen König zu ihrem Herrscher machte, war das beste und edelste; die übrigen unterworfenen Völker aber nahmen

ihren Rang nach dem Herrschenden, je nachdem sie die Freiheit längere oder kürzere Zeit behauptet oder entbehrt hatten, oder nach Maßgabe ihrer örtlichen Entfernung vom herrschenden Volke. Reiche und Arme aber gab es überall und zu jeder Zeit; dagegen habe ich mich nicht überzeugen können, daß dieser Zufall im Orient jemals Rechte begründet habe, die auch nach dem Verluste des Reichthums hätten vererbt werden können. Die patriarchalische Majoratserbfolge kann ebenfalls hieher nicht gerechnet werden, da sie, auf Polygamie und Sklaverei gegründet, keine Verbindlichkeit auflegte, des Erbes sich nicht zu entäußern. Noch immer lebt der Orient unter denselben Bedingungen, und wo selbst nicht einmal Kasten und ihr Geschäft den Unterschied des höheren oder geringeren Werthes der Glieder des Volkes bestimmen, ist von einer Adelsidee im europäischen Sinne keine erweisliche Spur, es müßte denn hie und da germanischer Einfluß etwas geändert haben.

Sie wissen, Herr Graf, daß die gelehrtesten Forscher und Kenner germanischen Alterthums keinen Beweis zu Stande gebracht haben, daß in den germanischen Völkern ein ursprünglicher Adel gewesen sei. Was wir gewiß wissen, führt sich ebenfalls auf die, allen alten, in politischer Kindheit lebenden Völkern eigene Majoratserbfolge zurück, die aber unter Germanen sich nicht auf Polygamie basirte und in unseren adeligen Geschlechtern, den Fürsten- und reichsunmittelbaren Familien, selbst bei weit vorgeschrittener Ausbildung der Territorialhoheit, noch gleiche Erbansprüche unter den Söhnen Eines Vaters begründete. Germanen, wie Orientalen, kannten nur einen wahren Unterschied des Standes. Freiheit oder Unfreiheit war das Kennzeichen der Ehre, und diese, ihrem primitiven Wortbegriffe nach, das Recht des Freien an der Gesetzgebung und Rechtspflege Theil zu nehmen und die Waffen zur Aufrechthaltung dieses Rechtes gegen äußere und heimische Feinde zu tragen.

Sie wissen ferner, Herr Graf, daß die Germanen in ihren ursprünglichen Verfassungen jedem Freien Selbsthülfe in allen ihn und seine Familie betreffenden Beleidigungen gestatteten, und daß der Germane diese Autonomie als das Palladium seiner Freiheit betrachtete. Sie stand aber dem großen Grundbesitzer nicht mehr zu als dem kleinen Freien, den wir jetzt einen Bauer nennen, und selbst diesem auch dann noch, wenn er Grundbesitz und Habe verloren, jedoch seine Waffen, das Zeichen des Freien, behalten hatte. Es gab in Teutschland Knechte, unfreie Menschen ihrem Stamme nach, oder durch Kriegsgefangenschaft; manche auch, die im Spiele selbst ihre Freiheit nicht geachtet hatten. Das übrige Volk aber bestand ganz aus Freien, und selbst als Hintersassen großer Grundeigenthümer waren sie persönlich frei, und nur den freien Eigenthümern zu Zins und Dienst pflichtig, und wurden nur durch sie in der Gesellschaft rechtsfähig. Sie standen im Rechtsschutze der Grundherren.

Sodann wissen Sie, daß die Germanen das westliche und südliche Europa nach und nach sich unterwarfen, und daß die Franken ein auf Grundverleihungen gebautes Heerbannsystem zur Behauptung ihrer Eroberungen aufstellten, durch welches die besiegten Völker zuerst entwaffnet, dann waffenlos um die gleiche Ehre der Freien gebracht, und endlich für den Schutz, welchen die Sieger ihnen nun gewähren mußten, für diese zu arbeiten gezwungen wurden, wofür ihnen dann der Besitz ihres alten Grundeigenthums verblieb. Sie wissen, daß dieses System mit Modificationen von allen germanischen erobernden Völkern gegen unterworfene angewendet wurde, und wie in mancherlei Wechseln und ewigen Kriegen dieses Lehn- und Heerbannsystem auch in das eigentliche Teutschland allgemach zurückkehrte und Schritt vor Schritt die ursprüngliche Verfassung änderte.

Endlich, Herr Graf, wissen Sie, wie dieses Lehn- und Heerbannsystem zwei Stände in

Teutschland und allen germanischen Ländern her-vorrief: einen freien, bewaffneten Kriegerstand und einen freien, bewaffneten Bürgerstand, als Heinrich der Vinkler im innern Teuschland feste Städte gegründet, und die in diesen Burgen eingeschlossenen Männer in Zünfte und Innungen nach ihren Gewerben getheilt hatte; und wie dagegen die Krieger ebenfalls Zünfte und Innungen bildeten, woraus hier im Laufe der Zeit der Ritterstand, dort das Vollbürgerthum, die Meisterschaft, als höchste Staffel hervortrat. Hiemit endete in den Städten die Autonomie des einzelnen Freien und ward von der Autonomie des freien Gemeinwesens erdrückt. Industrie und Handel konnte mit einer blos auf kriegerische Zwecke gerichteten gesellschaftlichen Verfassung nicht bestehen. Nur zum Schutze derselben führte man die Waffen; übte man aber damit das Recht des Stärkeren, so adoptirte man bei Eroberungen, oder freiwilligen Unterwerfungen unter den Schutz der

Stadt jenes Lehn- und Heerbannsystem als etwas Vorhandenes und den Verhältnissen und Begriffen der Gesellschaft Angemessenes. Die moralischen Personen der freien Städte stellten sich dadurch in innigen Zusammenhang mit den Rechtsbegriffen und den Rechten freier Männer überhaupt; aber nur nach Außen. Im Innern hörte die Autonomie auf; Gesetzlichkeit trat an ihre Stelle; alle Streitigkeiten fanden ihren bestimmten Richter; alle Kräfte dienten der Macht und dem Gedeihen des Ganzen, und aus ihnen ging für Teutschland neben manchem anderem Vortheil die erste Idee einer durch Feststellung wechselseitiger Rechte und Pflichten geordneten und gesicherten Gerechtigkeit, überhaupt das Bild der Staatseinheit und der staatsbürgerlichen gleichen Freiheit hervor, welche jetzt die Grundpfeiler der bürgerlichen, d. h. der Staatsgesellschaft sind.

Der Kriegerstand hingegen durfte auf einen Antheil an der Civilisation Teutschlands nur sehr

bescheidene und mittelbare Ansprüche zu machen haben. Er stellte sich dem nach Frieden strebenden Bürgerstande schroff durch seine Basirung auf den Krieg entgegen. Er war es, der den freien Bauer, welcher unter dem Schutze eines Ritters in seiner Hütte blieb, entwaffnete, hörig, ja unfrei machte, meist selbst ohne das Recht der Eroberung und des Sieges; er war es, der ein Raubsystem gegen die Städte und gegen den wehrlosen Unterthan seines Nachbars einführte, und allen Beschlüssen von Kaiser und Reich zum Trotze unterhielt, bis die **ultima ratio regum** ihn zur Ordnung und unter das Gesetz des Friedens zwang. Man darf sagen, daß das Pulver recht eigentlich ein Geschenk der gütigen Vorsehung in der höchsten Noth des Vaterlandes und aller germanischen Völker gewesen sei. Ohne dieses Kleinod wären jene unzählichen Schlupfwinkel gefreieter Räuber, jene stahlbepanzerten Krieger, welche mit gleichen Waffen nicht zu besiegen waren, und kein anderes

Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen gewesen, und schwerlich hätte das Gesetz an die Stelle der Autonomie, schwerlich der Landfriede an die Stelle des Faustrechts, schwerlich Civilisation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können.

Allmälig erzwangen jetzt die Fürsten die Landeshoheit. Der nur für den Krieg gebildete Stand mußte ihren neugeordneten Heeren folgen. Er hatte nichts zu leben, wenn er nicht in diesen Heeren Unterhalt erhielt. Welch unsägliches Elend aber jene Rotten dienst- und brodloser Kriegerschaaren über das westliche Europa brachten, wenn ein Friede sie dem Fürsten, der sie geworben hatte, entbehrlich machte, ist kaum mit Worten zu beschreiben. So lange die Ritterorden nicht aufgelöst wurden, so lange der freie Reisige nach der Ritterwürde, als der höchsten Ehre, trachtete, so lange eine höhere Taktik, die nicht auf Leibesstärke der einzelnen Männer im Heere sich gründete, noch

nicht ausgebildet war, ja man möchte sagen, so lange nicht ein dreißigjähriger Krieg in Teutschland selbst die Scharen jener autonomischen, herrenlosen Krieger wieder verschlang und mitten in Teutschland eine Idee gründlich zu Grabe brachte, die von da als ihrer Quelle über das ganze westliche Europa sich verbreitet hatte: so lange konnte der Sieg des Gesetzes über die Anarchie, der Sieg des Prinzips des Friedens über das Prinzip des Krieges nicht errungen und Wohlstand und Gedeihen aller Klassen der Gesellschaft nicht erzielt werden.

Aber was hatte das Volk indessen eingebüßt! Auf dem platten Lande gab es kaum einen ganz Freien mehr, als den Ritter, der zunftmäßig das Recht der Waffen erlangt hatte, und es jedem kleineren Freien streitig machte. Damit er sie schütze, mußten sie für ihn arbeiten, und was ursprünglich billig war, ward nun, nachdem der Schutz der Gesetze des Friedens an die Stelle

des Herrenschutzes getreten war, eine unerträgliche Last. Die Freiheit des Volkes war untergegangen, damit einige ganz frei sein könnten; was gewesen war vorher, erkannte man nur noch in der Ritterschaft und in den Städten.

Hieraus nun entwickelte sich jenes Superioritätsverhältniß der Ritter über die Masse des Volkes, aus welchem sie hervorgegangen waren. Das Gefühl allein frei und bewaffnet unter einer großen Anzahl Unfreier zu sein, erzeugte eine gewisse Sicherheit im Benehmen und eine gewisse Dreistigkeit in allen socialen Berührungen, und ich glaube nicht, daß die Erinnerung großer Thaten diese gerühmte Eigenthümlichkeit des Adels jemals in solchem Maße hätte hervorrufen können, wie jene reellen Vorzüge. Der Besitz von Vorrechten muß einen Vorzug in der Gesellschaft geben, die Besitzer zu Gleichen, die Entbehrer zu Ungleichen machen. Sobald auch für das Prinzip des Friedens die für das Prinzip des Krieges nothwendigen Verhältnisse

der vorzugsweise zum Kriegsdienste verpflichteten Freien durch ertrotzte Verträge anerkannt waren, seit die Vertretung der Gesellschaft auf dem Grundsatze fortgeführt wurde, daß nur der waffentragende Freie das Recht zur Vertretung habe: seit dieser Zeit ging der Ritterstand in den Adel über. Noch im sechzehnten Jahrhundert machte man dem bloßen Ritter überall die Prädikate des Adels streitig. Erst als die Landeshoheit und der hievon abhängige Landfriede nur dadurch begründet und befestigt werden konnten, daß die Fürsten auch für diesen Frieden und ein völlig verändertes Wehrsystem, die vom Ritterstande in Anspruch genommenen kriegerischen Vorrechte, namentlich der Steuerfreiheit und der Rechtspflege, des alten, reichsunmittelbaren Adels anerkannten, wurde ihm das Prädikat Adel nicht mehr streitig gemacht. Auf diese Weise mußten Fürsten und Volk vom Kriegerstande den Frieden theuer erkaufen.

Dies, Herr Graf, sind wahre „Grundzüge zu einer Geschichte des Adels;" keineswegs aber das Ritterthum mit seinen glänzenderen und schöneren Aeußerungen. Diese gehören, wie das Ritterwesen selbst, dem ganzen freien Volke. Nie hat in Teutschland, und gewiß nirgends in der Welt ein Naturgesetz den Adel hervorgerufen, und ein Mißbrauch der Geschichte würde es sein, das, was ist, weil es zu irgend einer Zeit nothwendig war, zu einem Naturgesetze stempeln zu wollen. Gehen Sie aber in die Zeit der Entstehung des teutschen Adels zurück, so finden Sie leicht, daß nur eine kleine Anzahl Freier sich im Genusse einer höheren Achtung und gewisser, auf kriegerische Pflichten gegründeter Vergünstigungen befunden habe. Erst unter den Franken, und durch ihre Rückwirkung auf Teutschland auch hier, bildete sich ein befreieter, erblich bevorzugter Adel durch Erblichkeit der Lehn und Anwendung des Lehnsystems auf alle Verhältnisse des Volkes. Selbst als dieser

Adel das Volk im fränkischen Interesse in den Reichsversammlungen vertrat, konnte in den Gauen noch jeder Freie selbst sein Recht vertreten. Große kriegerische Erinnerungen, von denen wir wenig mehr wissen, mag hin und wieder dieser Adel auf das spätere Mittelalter in seinen Familien vererbt, und auch im Ritterthume fortgepflanzt haben: die jetzige große Masse des ritterschaftlichen hat solche Erinnerungen nicht aufzuweisen, und ihr Ursprung gehört einer Zeit an, welche den Unbefangenen mit Wehmuth erfüllt. Als das erste Bedürfniß des Reichs ein allgemeiner Friede wurde, mußten die Fürsten auf Kosten der Rechte der Nation vor allem mit dem Ritterstande Frieden schließen, und nur durch Befriedigung des Eigennutzes vermochten sie selbst ihre wohlthätigeren Zwecke zu erreichen. So ward die Ritterschaft an die Fürsten geknüpft, aber keinesweges die Letzteren dauerhaft an jene; so entstand die Meinung, daß die Ritterschaft ein Adel, und dieser

Adel die Stütze der Throne sei, weil die Fürsten ihre Thronrechte durch die Zugeständnisse an die Ritter begründeten. Umgeben von diesem Adel, erzogen von ihm, mehr für die Künste des Krieges als des Friedens von ihm gebildet, scheint diese Meinung selbst auf manche fürstliche Gesinnung Einfluß gewonnen zu haben, ja es haben Prinzenerzieher sie in neueren Zeiten in ein System gebracht, so sehr die schon vor mehr als 300 Jahren allgemein anerkannte Nothwendigkeit und staatskluge Thätigkeit der mehresten aufgeklärten Fürsten den Bürgerstand zu heben, den Widerspruch dieses Vorurtheils mit den wahrhaften Bedürfnissen einer vernünftigen Staatsorganisation lebendig und unwiderlegbar schlagend dargethan hat. Aber nicht ein bevorzugtes städtisches Bürgerthum: ein freies und gleiches Staatsbürgerthum, das alle Glieder des Staats in sich begreift, ist die sichere Grundlage des Thrones, und ein geringer Aufwand von mathematischem Scharfsinn zeigt den Vorzug einer

so breiten Basis vor unsicheren schwankenden Stützen, mit welchen ein einziger, auf Kosten des Volkes bevorzugter Stand den Thron künstlich über jene natürliche, sichere Basis hebt.

Wahr ist es, diese Stützen sind allgemein von der Vernunft der Zeit bedroht; allein nur scheinbar ist die Besorgniß, daß die Throne mit ihnen fallen würden. Das Volk ist reif und bereit, sie zu halten, und nur ein kurzsichtiger Widerwille dagegen könnte diese Bereitwilligkeit in eine Gefahr verkehren.

Allein wollen Sie, daß ich nun noch einmal auf das Naturgesetz zurückkomme, welches nach Ihrer Meinung den Adel schuf und erhält? Wenn die Fortpflanzung der Geschlechter in der Thierwelt durch aufmerksame und beharrliche Vergattung ausgezeichneter, fehlerloser Individuen beider Geschlechter, und bei ausgesucht guter Behandlung und Wartung eine schöne Zucht und Race giebt, so geben Sie selbst zu, daß dies eine künstliche Ver-

anstaltung sei. Sie wissen aber als Holste besser als ich, daß diese Racen durch, bis jetzt nicht satt-sam erklärte und bemeisterte Umstände oft sehr bald ausarten, und daß man sogar den Grundsatz gebildet habe, daß eine Verjüngung der Racen durch wilde Einmischlinge ihnen neue Kraft ver-leihe. Bis jetzt hat die heilige Scham den Men-schen abgehalten, solche Versuche mit seinen aus-gearteten Edelracen öffentlich anzustellen, und hof-fen darf man, daß die bisherigen Erfahrungen ge-bildeter Menschen in Zukunft kategorisch verbieten werden, einen Kastengeist und eine mit ihm entstandene Ueberlegenheit in der Gesellschaft an das heilige Geheimniß ihrer Zeugung zu knüpfen. Die Vernunft, der Menschengeist ist an keine Race gebunden; die Gaben und Kräfte des Verstandes erben nicht von Vater auf Sohn; das Blut des adeligen Vaters hat keine seligmachende Kraft. Der Leib allein erbt oft die Eigenschaften der Er-zeuger; der Geist bedarf künstlicher Ueberlieferungs-

mittel und erbt von der Menschheit. Eher werden Sünden vererbt als Tugenden der Eltern, denn die Sünde der Väter, bemerkte schon der große naturkundige Moses, wirkt auf viele Glieder in der Familie fort. Und wenn es wahr wäre, daß die Reinheit der Race etwas in der Natur Begründetes sei, würde es dann so vieler künstlicher Mittel und Anstalten bedürfen, sie rein zu erhalten? Nirgends in der Natur findet sich dieses Gesetz; die ungezählte Menge der Spielarten zeugt dagegen. Wo die Race rein bleibt, hat lokale Nothwendigkeit oder Zwang darauf gewirkt. Die Natur hat selten, und wohl am wenigsten hier — unübersteigliche Grenzen gezogen, und diese empirische Wahrheit sollte ein Fingerzeig für Menschen sein, ihr nicht Gesetze aufdringen zu wollen, die ihre Thätigkeit hemmen und ihrem schöpferischen Reichthum seinen wohlthätigen Nutzen verkümmern.

Verzeihen Sie mir eine Auslassung, Herr

Graf, die vielleicht an der Schwierigkeit, einen so zarten Gegenstand würdig zu behandeln, scheiterte! Eine persönliche Absicht werden Sie mir nicht unterlegen, und ich verwahre mich gegen jede solche Deutung. Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit auf die Gefahr in Ihrer Behauptung leiten und einen neuen Punkt, den ich zum Gegenstand einer besonderen Mittheilung zu machen gedenke, berühren. Genehmigen Sie indeß die Versicherung meiner unveränderten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein 2c.

Dritter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Weit entfernt, zu befürchten, Ihnen durch meine Mittheilungen über einen Gegenstand beschwerlich zu fallen, der unter gebildeten Menschen in diesem Augenblicke fast in jeder Unterhaltung berührt wird: bringe ich Ihrer anerkannten Humanität ein Vertrauen entgegen, aus welchem zum mindesten hervorleuchten dürfte, wie frei ich von aller Animosität, allem Hasse und Neide gegen Ihren Stand bin. Andere Gesinnungen halte ich der Intelligenz unserer Zeit für unangemessen, und je eifriger ich mich bemühe, mich dieser Intelligenz näher anzu-

schließen, desto ausschließlicher habe ich es lediglich mit den Gründen zu thun, welche man für die Behauptung der Vorzüge und Vorrechte eines Standes und einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft vor der andern anführen mag. Aus meinem letzten Schreiben lernen Sie in mir einen Anhänger einer gewissen historischen Schule kennen, und entnehmen daraus, daß ich ein Gegner der Ideologen bin. Seit Rousseau und Voltaire, seit der französischen Revolution hat die Ideologie eine Fruchtbarkeit entwickelt, die nothwendig den Boden, auf welchem sie wucherte, erschöpfen mußte. Man bedurfte daher eines befruchtenden Mediums, und dieses, Herr Graf, hat man in einem gründlichen Studium der Weltgeschichte, der Geschichte des Menschengeistes, ich glaube glücklich, entdeckt.

Aus dieser Geschichte versuchte ich die Merkmale der Entstehung und Entwickelung der welthistorischen Idee eines bevorrechteten Erbadels zu entlehnen und ich glaube, daß sich zwei Haupt-

momente angeben lassen, wo jene Idee Leben und Wirklichkeit empfing. Das erste Moment ist die fränkische Lehn- und Heerfolgeordnung. Schon mit dem Verfall der Merovinger, noch mehr aber mit Abgang der Karolinger zeigt sich in diesem Reiche ein erblicher Feudaladel, entstehend durch das Vorenthalten der Lehen gegen die ohnmächtigen Lehnsherren. Die Herzogs- und Grafenämter wurden jetzt an den Lehen klebende erbliche Würden der Familien. Die Behauptung der durch die großen Lehen, so wie durch jene Aemter überkommenen Gewalt gegen die Oberherren erzeugte für die großen Lehn- und Würdenträger die Nothwendigkeit, unter den kleineren Lehnträgern durch Garantie gleichen Erbrechts sich festen Anhang zu bilden, und die Geschichte des Erbadels stellt somit gleich im Beginn den Beweis auf, daß der Erbadel nur in sofern eine Stütze des Thrones genannt werden könne, als die Stabilität des Thrones ihm angemaßte Rechte sichert. Unzählige ähnliche Bei-

spiele ließen sich davon bis auf unsere Tage herab finden, wie trefflich der Adel die Legitimität der Throne unterstützt und zum Wohle des Staats mitwirkt, selbst wenn wir des westphälischen Hofes und anderer Höfe dieser Zeit nicht gedenken wollen! Die Kaiser- und Gegenkaisergeschichte ist unter andern reich an dieser Eigenthümlichkeit des Standes. Indessen ist dieser Adel sehr alt geworden; er hatte die Verfassungen der germanischen Reiche sich angepaßt; die Landeshoheit seiner mächtigeren Glieder ging aus ihm hervor, die eine große Wohlthat unter Umständen, wie sie waren, dennoch das teutsche Staatsleben so gründlich umgekehrt und verunstaltet hat, daß die neuere Zeit nothwendig auf den Gedanken kommen mußte, den alten Adel auf die Zeiten vor seiner Entstehung zurückzuführen, sofern die von ihm errungene Landeshoheit dem neueren Staatensysteme, welches auf Bildung großer Nationalitäten füglich Bedacht zu nehmen anfängt, störend entgegentritt.

Das zweite Moment, Herr Graf, nimmt einen mindestens eben so großen Abschnitt in der teutschen Geschichte ein. Die Entstehungszeit **ritterschaftlichen Erbadels** ist in mancher Weise noch dunkler und seine Geburt geheimnißvoller. Man könnte sie vielmehr ein fünfhundertjähriges Gebären nennen, als eine Geburt. Die schauderhafteste Zeit teutscher Geschichte, das Interregnum macht die ersten Ansprüche auf dessen Diplom, obwohl dies einer späteren Zeit angehören dürfte. Während die Städte an innerem Gehalte gewinnen, während sie die einzigen Stützen der Freiheit und des Rechts sind, bildet sich ein Bund der Ritter gegen diese Städte unter dem Vorwand, in Ermangelung eines Reichsoberhauptes das alte Recht zu schützen. Mag diese Idee den schwäbischen Freisassen und Rittern vorgeschwebt haben oder nicht: soviel ist gewiß, die Art und Weise der Ausführung läßt kaum auf die Idee zurückschließen. Das furchtbarste Raub- und Fehdesy-

stem, der rechtloseste Zustand, die schauderhafteste Barbarei folgte den Zeiten der — Minnesinger. Dieselben Ritter, Herr Graf, die unter den Franken und Hohenstaufen, diesen Männern von Geist und Seelenhoheit, den lezten Kaisern einer freien Volkswahl, sich öfter gegen sie empörten, als ihnen treu blieben: sie sind die Helden dieser Zeit. Wichtig geworden in den Kreuzzügen, war die Ritterwürde allgemein begehrt. Zu einer Ritterzunft zu gehören, hieß das ehrenvolle Handwerk der Waffen den Künsten und Gewerben des Friedens gegenüberstellen. Um es unabhängig treiben zu können, mußte der hörige Hintersasse seine Leistungen verdoppeln; und nicht lange währte es, so sah der Ritter alles, was er mit dem Schwert auch dem friedlichen Manne abnehmen konnte, selbst dessen Freiheit, als gute Beute an.

Es ist mir unbegreiflich, Herr Graf, wie Sie in den von Ihnen angedeuteten Grundzügen der Geschichte des teutschen Adels diesen wesentlichen

übersehen konnten. Sie müssen mir zugeben, daß die Minnesingerei auf die Entwickelung des Instituts gar nicht von Einfluß, von dem größten aber das Faustrecht und das Interregnum — die Herrenlosigkeit gewesen ist. Daß die Minnesinger und deren Begünstiger gerade alle Ritter oder vom Adel gewesen, ist mir nicht bekannt. Ueberall, wo Kunst und Wissen aufblühten, gab es Minnesinger, und bekanntlich haben die Mauren den Provenzalen und Teutschen in der Dichtkunst nichts nachgegeben, ja sie sollen ihnen sogar vorausgegangen sein und sie übertroffen haben. Wäre nun der Minnesang und die romantische Poesie jener Zeit ein Kind des Ritterthums, und nicht umgekehrt das schönre Ritterthum und die Minnesingerei ein Kind der romantischen Begeisterung der Zeit gewesen, so müßte man annehmen, daß auch das Ritterthum und die Tugend jener Mauren trefflicher gewesen sei. Je roher der Geist der Nationen blieb, desto unbedeutender sind ihre dich-

terischen Schöpfungen in jener Zeit, und deutlich genug können wir die Abstufungen des Werthes der romantischen Poesie durch die Nationen hindurch gewahren, wenn wir auch jeder einzelnen Nation ihre besonderen poetischen, und der deutschen besonders ihre gemüthlichen Vorzüge zugestehen müssen. Daß unter tausenden von rohen Rittern und ungebildeten Edelleuten einige wenige waren, welche die Regeln und den Geist dieser Poesie auffaßten, leidet keinen Zweifel; ja man kann getrost zugeben, daß die Ritter, als aus den freien Geschlechtern stammend, nicht aber weil sie Ritter waren, Lust zum Dichten hatten, und man wird dennoch nicht begreifen, was dies mit dem Werth eines Erbadels zu thun habe. Weiß man doch, daß die Freiheit alle Kräfte des Menschen erregt; wie viel beklagenswerther ist es also, daß ein Theil des Volkes den andern zur Sklaverei herabwürdigte, in welcher er nichts Herrliches vollbringen konnte.

Aber ich will Ihnen diesen schönen Traum nicht ferner stören. Wir wissen die Zeit nicht genau, wo die Ritterwürde erblich wurde, und eben so wenig läßt sich angeben, wenn die Freisassen auf die Idee gekommen sind, als Erbritter einen Adel zu bilden. Sie benutzten besonders in Franken und Schwaben den Verfall dieser beiden großen Reichslehen in der Zeit der Ohnmacht der Reichsoberhäupter, und der ehr- und habsüchtigen Parteiungen des alten Adels; das Beispiel dieses Adels war vorangegangen; die Vortheile und Vorrechte, welche er erlangt hatte, waren sichtbar; nichts war daher natürlicher, als daß die ihm nachahmten, die ihm an Macht und Reichthum am nächsten standen.

So drängte sich die freie Ritterschaft in den alten Erbadel ein. Was man nicht hatte hindern können, mußte man jetzt zum allgemeinen Besten kehren. Man nahm die freie Ritterschaft in den Reichsverband auf, um ihre Autonomie durch das

Reichsgesetz zu zügeln, und schon Rudolph I. ermunterte die Fürsten, in ihren Territorien ebenfalls Ritterverbindungen zu stiften, nicht um die Rechte der Ritter zu mehren, sondern um die Anmaßungen der kleinen Vasallen gegen die unglücklichen Bauern hiedurch zu beschränken.

Während dieser Bemühungen ward das Pulver erfunden. Die Kriegskunst änderte sich; die Fürsten sahen bald die Unzweckmäßigkeit einer Kriegerzunft ein, deren Waffenkünste, deren ganzes Kriegssystem auf Leibesstärke gegründet war. Allein diese Ritter im Reichsterritorium und die kleinen von den Fürsten abhängigen ritterbürtigen Hintersassen waren bisher nur zu diesen Kriegsdiensten verpflichtet gewesen. Umsonst verlangten die Fürsten von ihnen die Mittel, zweckmäßige Heere errichten zu können. Wolle man ihre persönlichen Dienste nicht, antworteten sie, so seien sie keinem Menschen etwas schuldig. Die Fürsten entgegneten: gut, dann aber haben eure Dienstmannen

auch nie die Pflicht gehabt, euch Zins zu geben und für euch zu arbeiten; wollt ihr euch nicht in ein gleiches Verhältniß zu uns stellen, so gebt jenen zurück, was euch nicht gebührt.

Dieses Dilemma füllet alle ritterschaftlichen Verhandlungen mit ihren Fürsten bis in das sechzehnte Jahrhundert, und erst jetzt, nachdem der ewige Landfriede beschworen und die Gesetzlichkeit, das Friedensprinzip an die Stelle des Faustrechts und Kriegsprinzips getreten war, bequemten sich die Ritter unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Privilegien und Rechte, ihre persönliche Dienstpflicht in Gelde den Fürsten abzukaufen. Und so ward zum zweiten Male die Freiheit des Volks verhandelt, und die Freien, diese Erbritter, erbten die Privilegien wie die Sporen, d. h. ohne sie verdient zu haben, und würdigten ihr Leben, das sie als Krieger dem Fürsten verpfändet hatten, einer armseligen Steuer gleich, welche sie von ihren Hintersassen erpreßten, ohne sie ferner zu schützen. So

verwuchs ein auf Bedingungen gegründetes Rechts- und Pflichtverhältniß von nun an als ein absolutes mit den Rechtsbegriffen des Volks und schlau wendete man die neue Reichsgerichtsverfassung und nach und nach das römische Recht selbst noch auf dieses Verhältniß an, da es scheint, die Ritter haben sich so wohl dabei befunden, als beim Faustrecht.

Sobald die niedere Erbritterschaft in den fürstlichen Territorien dieselben Rechte und Privilegien erlangt hatte, welche die Reichsritterschaft im Reiche behauptete, maßte sie sich, aller Widerrede ungeachtet, das Prädikat des Adels an. Und in der That, da die Ritterschaft überall unter gleichen Bedingungen sich fortpflanzte, da ritterbürtige Eltern einen Ritter erzeugten, da der Adel ohne Ritterwürde nicht mehr gedacht werden konnte, so stand dem Zugeständniß dieser Anmaßung nichts entgegen, als höchstens die Neuheit derselben und der altadelige Stolz. Je weiter die Landeshoheit der größeren Edelleute die Reichsritterschaft hinter sich

zurückließ, desto gleicher wurde letztere der Territorialritterschaft, und somit konnten sich's die Fürsten wohl gefallen lassen, daß ihre Ritter, die ihre Umgebung bildeten, dem kleinen Reichsadel sich gleichstellten. Im sechzehnten Jahrhundert ward die niedere Ritterschaft ein Adel, und seit der Auflösung des teutschen Reichs hörte fast von selbst der Unterschied zwischen ihr und der freien unmittelbaren Reichsritterschaft auf. Seit diese keine Säule des teutschen Kaiserthrones mehr ist, kann sie nur noch als simple Stütze der Fürstenthrone eine scheinbare Wichtigkeit behaupten, und so sehr sie den Gedanken fassen mag — sie ist in Wahrheit in die niedere Ritterschaft übergegangen, und die ganze Zunft zu ihrer ursprünglichen Einheit zurückgekehrt, wahrscheinlich, damit sie der Idee nach auf einmal verschwinde. **Sic transit gloria mundi!** —

Sie selbst, Herr Graf, verkennen diese beiden Hauptmomente der Entstehungsgeschichte des Erb-

adels nicht. Schon vor zwölf Jahren that der geistreiche Freiherr von Gagern auf Monsheim bei Gelegenheit des Aachener Congresses den Fürsten den Vorschlag, die Entschädigung der Mediatisirten dadurch zu bewirken, daß man sie den regierenden Fürsten ebenbürtig erkläre, da die wenigen Fürstengeschlechter, in ihrer Fortpflanzung auf sich beschränkt, nothwendig ausarten müßten. Dagegen rieth er, die ehemalige Reichsritterschaft sammt der niedern vollständig im tiers état aufzulösen, da der Nutzen einer fernern Bevorrechtung derselben für das Wohl der Staaten keinesweges zu beweisen, noch dieses Nivellement eine Ungerechtigkeit gegen sie sei, wenn man die Gründe ihrer Entstehung an die Gründe ihres Fortbestehens halte.

Allein man weiß, daß Herr von Gagern aus jener Schule gewaltsamer Politik hervorgegangen ist, welche auf den Trümmern der französischen Revolution entsprang und zwischen Ideologie und Empirie die Mitte hält. Ein Mann von den Talen-

ten und der Aufklärung des Herrn von Gagern war kein Mann für die Ministerialaristokraten, welche sich um die legitimen Throne gestellt hatten; und während sie ihn als Jacobiner bezeichneten, verdarb er es mit den Wortführern der constitutionellen Liberalen, welche in seinen Vorschlägen zur Entschädigung der mediatisirten Reichsfürsten Kryptoaristokratismus witterten, im Fortbestehen dieses bevorzugten Erbadels eine halbe Maßregel erblickten und das vorgeschlagene Nivellement nicht breit und weit genug für die Basis des Thrones und der Legitimität, ja selbst der Entstehung eines neuen Erbadels günstig hielten.

So richtig beide Theile von ihren besonderen Standpunkten aus diese Vermittelung beurtheilen mochten, so gewiß ist es, daß man von beiden Seiten nicht aufgegeben hat, hier einen Erbadel zu halten und zu heben, dort zu vernichten. Der Kampf um singuläres und um gleiches Recht hat zu den materiellesten und geistigsten Waffen

seine Zuflucht genommen. Adelsketten und Demagogenbünde, Fürstengunst und Fürstenhaß, Geschichte und Vernunft, Wort und That, Mißbrauch der Prärogativen der Throne und der fürstlichen Ehre selbst und — Revolution sind in seinem Gefolge; und immer in der äußersten Noth siegte Gerechtigkeit und Vernunft über das Recht vermodernder Eselshäute. Ideen reifen zu Handlungen, wie das Saatkorn zur Frucht, und die kühnsten und glücklichsten derselben finden nur darum noch Widerstand, weil man sie nach seinen gegenwärtigen Vortheilen mißt und sich um den wahren Werth derselben nicht kümmert. Aber die Revolution, Herr Graf, ist nicht, wie Sie meinen, beendigt, und die neusten Ereignisse widerlegen der Reihe nach, daß die Ideen des gleichen und freien Bürgerthums und der Einheit der Nationen kaum die Schwellen des europäischen Staatengebäudes betreten haben. Aber keine Weisheit, am wenigsten Vorurtheile für tausendjähriges Unrecht,

welches an der Nation durch den bevorzugten und bevorrechteten Erbadel verübt worden ist, wird das Vorwärtsdringen dieser Ideen aufhalten. Sie werden culminiren, wie die Ideen des Lehnwesens und Erbadels culminiret haben, sie müssen es — wenn anders die Geschichte der Menschheit die Zukunft errathen läßt.

Ich habe keinen Grund, Herr Graf, diese Bemerkungen gegen Sie zu unterdrücken und fürchte nicht, daß Sie beharrlich das Kindesalter politischer Intelligenz der Germanen für einen Beweis der Nothwendigkeit ansehen können, daß „in jeder Verfassung jedes Staates ein Erbadel (?) entstehen und sie stützen müsse." Erlauben Sie mir auch hierüber Ihnen meine Bemerkungen nächstens mittheilen zu dürfen und genehmigen Sie die Versicherung vollkommener Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe ꝛc.

Vierter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke rc.

Viel zu weit, Herr Graf, würde es uns führen, wenn wir die Bestandtheile der civilisirten Gesellschaft in allen Theilen der Welt analysiren wollten. Sie finden die Basis des Erbadels von Europa im Reichthum, im großen Grundbesitz, und scheinen der Meinung Gehör zu geben, welche diese Basis für einen nothwendigen Entstehungsgrund eines Erbadels in allen Staaten hält. „Amerika selbst habe schon seinen Adel, und kein Staat könne ohne Adel sein?"

Ich kann Ihnen unmöglich darin beipflichten,

Herr Graf. Nach der herrschenden Ansicht der intelligentesten Köpfe aller intelligenten Zeiten beruhete der ursprüngliche Unterschied der Stände auf der Verschiedenheit der Menschen an Verstand, Kraft und Bildung. Sind sich nun aber die Menschen in diesen Eigenschaften gleich geworden, so giebt es eben so wenig mehr einen Unterschied der Stände, als eine Verschiedenheit der Farben, wenn diese einmal zusammengestoßen sind. Die Gestalten des ehemaligen Adels in einer andern Bildungsperiode einer Nation wieder in das neue politische Leben einzwängen, hieße — die ägyptischen Mumien nochmals als lebende Personen in die Gesellschaft einführen wollen. Wohl kann man erzählen, was der Adel in seiner ehemaligen Kraft und Würde war, aber nirgends vermag ein politischer Schriftsteller anzugeben, wie man den Adel, wie er gegenwärtig ist, in einer neuen Staatsform, nicht zu des Adels alleinigem Besten, sondern zum Besten des Ganzen eine besondere

nützliche Stelle anweisen könnte? daß man aus gesundem Holze Häuser bauen könne, wußte man längst; aber was mit morschen Balken anzufangen sei, muß man uns noch lehren...

Lag in der Vertheilung der eroberten Staats- und herrenlosen Güter im Frankenreiche der Grund zur Entstehung eines erblichen Adels, so folgt meines Erachtens, daraus keineswegs, daß der Besitz von Grundeigenthum unter ganz gleichen Rechtsverhältnissen der Besitzer einen Erbadel erzeugen müsse. So weit ich nun Amerika kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte ich zwar einige Abkömmlinge aristokratischer Familien aus England und Spanien dort bemerken, welche die Republiken gleichsam als Inventarium und Warnungszeichen aus den Zeiten der Unterdrückung geerbt haben; allein mehr zu finden war ich nicht im Stande. Indessen hat das südliche Amerika noch lange nicht ausgegohren, und es läßt sich noch nicht sagen, wie es sich endlich von der aristokratischen

Hefe vollständig befreien werde. Die Eifersucht des Volks in den nordamerikanischen Freistaaten aber muß man kennen, um an die Unmöglichkeit eines Adelsinstituts in ihnen zu glauben. Kaum ist funfzig Jahre Gras über den Gräbern der Helden der nordamerikanischen Freiheit gewachsen, und schon erleben wir, daß der Einfluß der alten Aristokratenfamilien gänzlich dahinschwindet, ja daß selbst die Eigenthümlichkeit des englischen Aristokratismus gänzlich verwischt ist. Auch in Amerika dringen die großen industriösen Städte mit ihren Interessen und ihrem Reichthume vor, und vielleicht nirgends mehr als dort ordnet man den Vortheilen des freien Verkehrs mit aller Habe, die Interessen des großen Grundbesitzes unter. Mit jedem Jahrzehend wird und muß das aristokratische Fundament in Amerika sich vermindern, je mehr die Sklaverei beschränkt wird und die Gesetzlichkeit der Freiheit des Menschen alle Autonomie erdrückt; und ein Staat, der nicht auf das Prinzip eines

Kriegerthums gegründet ist, sondern auf die friedliche Entwickelung eines freien und gleichen Bürgerthums, kann keinen Adel als Frucht seiner Entwickelung gebären. Die Aehnlichkeit des Privatlebens der amerikanischen reichen Grundbesitzer mit dem des reichen europäischen Adels liefert höchstens den Beweis, daß der Reichthum überall sich ein behagliches Leben bereite. Sonst aber ist das demokratische Prinzip so durchaus vorherrschend, daß bei der zunehmenden Menge kleiner Grundeigenthümer der freie Bauernstand allmählich selbst in solchen Staaten die Verfassung unwillkührlich nach demokratischen Prinzipien modelt, wo ursprünglich der englische Aristokratismus zur Grundlage gedient hatte.

Wir erkennen darin einen entgegengesetzten Entwickelungsgang der socialen Verhältnisse von dem germanischer Völker. Bei diesen waren Autonomie und Waffen die ersten Garanten der Freiheit, dort sind es die Gesetze. Hier bildete die

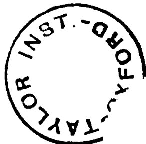
Faust, dort der Geist die Basen der Societät, und wenn sich aus der Vergangenheit in die Zukunft ein richtiger Schluß ziehen ließe, so würde man nur sagen können: Amerika muß zur Barbarei zurückkehren, um einen Adel zu erhalten; Europa zur Intelligenz gelangen, um seinen Adel zu verlieren.

Die Behauptung, Herr Graf, „man werde des Adels, welchen Lehns- und Ritterwesen erzeugten, nie entbehren können, so sehr man dagegen eifere,“ ist nach Ihrer eigenen Bemerkung: „daß in der Gesellschaft vieles sei, wogegen die Vernunft sich sträube, und dessen Nothwendigkeit man demohngeachtet anerkennen müsse,“ ein Paradoxon. Die Ungleichheit der Glücksgüter, welche Sie als eine ähnliche Nothwendigkeit gegen die Vernunft anführen, unterstützt diesen Satz keinesweges. „Der Reichthum des Adels ist verschwunden,“ bekennen Sie selbst. „Die Blüthe des Adels war die Zeit seines Reichthums.“ Die Dauer des Reichthums

ist mithin weder an Zeiten noch Personen gebunden. Er ist etwas, das jeder erlangen kann. Somit ist der Reichthum ein ideales Etwas, worauf jeder Hoffnung hat, der danach trachtet, und man kann nicht behaupten, daß er Einem Menschen unzugänglich sei. Er ist überall zu finden, überall zu verlieren. Somit erscheint er als ein Sporn irdischer Thätigkeit und weltlicher Sorge. Er begründet aber an sich kein dauerndes Verhältniß; weil ihn Umstände nehmen und geben können, welche der Verstand des Menschen nicht zu ermessen vermag. Eine Nothwendigkeit aber, welche einen solchen Charakter hat, wie die Ungleichheit der Glücksgüter, wird die gebildete Vernunft leicht als eine wohlthätige Einrichtung der Gottheit preisen, nicht aber gegen sie sträuben. Unmöglich kann die Vernunft des Thoren der Maßstab sein, nach welchem wir die Vernunft der Menschheit oder gar der Gottheit bemessen, wie sich beide in ihren weisesten Organen kund geben. Und diesen Reichthum,

Herr Graf, nennen Sie die Basis des Adels? ... Allein Sie gestehen, „diese Basis sei verloren, und mit ihm sei die Blüthe des Adels verschwunden. Das Aufkommen der Städte und ihrer Freiheiten, ihre Industrie, ihr Handel, ihre Kenntnisse gewannen Bedeutung, und besiegten die Vorurtheile. Das aus dem Grundeigenthum hergenommene Ansehen fand jetzt nur in der Fürstengunst seine Stütze (sic!). An die Stelle der Realitäten trat glänzender Schein und aus der Vorzeit herüber geholte Ansprüche auf Auszeichnung. Die Aufklärung aber wollte das Verdienst belohnt wissen u. s. w."

Sie selbst, Herr Graf, sind zu gerecht und aufgeklärt genug, die Ursachen zu entdecken, welche den Adel um seinen Glanz gebracht haben. Und zuverlässig räumen Sie ein, daß eine gewisse Zeit mit bestimmten gegebenen Verhältnissen Nothwendigkeiten als Vernunft gemäß aufstellen könne, welche eine andere Zeit mit anderen bestimmten



Verhältnissen als vernunftwidrig verwerfe, und diesen Verhältnissen gemäße neue Nothwendigkeiten hervorrufe. Gewiß, Herr Graf, dieses Zuständniß sind Sie der Vernunft schuldig und werden es ihr nicht versagen. Als Sie Ihre Gedanken über den Adel niederschrieben, schienen Sie die Revolution als beendigt zu betrachten. „Der Adel," sagen Sie, „schlage selbst in Frankreich neue Wurzeln und die Kraft des Naturtriebes habe sich trotz der Philosophie (der Encyclopädisten, Kants und Anderer) bewährt. Die bevorzugte Klasse (wahrscheinlich die der Emigranten?) habe den Sieg davon getragen, weil es eben Vorzüge gebe, die man nicht verläugnen könne."

Ich enthalte mich jedes empirischen Gegenbeweises wider dieses empirische Argument. Allein fragen muß ich Sie, Herr Graf, weshalb Sie an der Ewigkeit der Revolution zweifeln? Welche Gründe haben Sie, an die Stabilität einer gesellschaftlichen Einrichtung zu glauben, deren We-

sen Sie mit Vernunft im Widerspruch finden? Die Geschichte kann Ihnen dieses Resultat nicht aufgedrungen haben; es ist die Frucht Ihrer eigenen Wünsche und Hoffnungen, die Revolution vernichtete den Thron und Adel, weil der Fürst den Feudaladel hielt und sich nicht an das freie Bürgerthum anschloß. Allein mit der Wiederherstellung dieses Thrones hat Frankreich die Privilegien des Adels nicht anerkannt. Das ist ein Trugschluß, und die Täuschung, welcher sich ein Theil des französischen Adels überließ, ist in diesen Tagen zu klar geworden, als daß Sie noch behaupten dürften, durch Anerkennung des Adelsprinzips sei der französische Thron befestiget.

Nein, Herr Graf, die ursprüngliche gesunde Vernunft der Revolution lebt fort. Sie ist die Vernunft der Menschheit, welche keine Nothwendigkeiten anerkennt, die sich nicht mit der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit vereinbaren lassen. Sobald sie in einem Volke lebendig und klar

wird, zerbricht es die Fesseln und Formen, durch welche es sich in Widerspruch mit der Vernunft fühlt, und die Gesetzgebung vernichtet an einem Tage, was Jahrhunderte mühsam gebaut haben und gewaltsam erhielten. Die Erblichkeit von ausschließlichen Realgerechtigkeiten, eine Gattung des Besitzes, welcher unter allen Bedingungen ablösbar sein muß, ist für den Adel Frankreichs vorüber. Und sind, wie Sie selbst sagen, die Standesvorzüge auf Naturgesetze begründet, so muß sie jeder erlangen können, der die basirenden Bedingungen erfüllt. Sie können nicht ausschließliche Vorzüge einer Kaste sein, da die Menschennatur überall dieselbe ist. Der Stand des Adels gehört dem Volke, nicht sich selbst; bringt er ihm Vortheile, wohlan, so lasse man ihn bestehen, wo nicht, so muß er ihm Nachtheile bringen, und dann ist je eher je lieber ein Gesetz zu wünschen, wodurch das Volk dieses Hinderniß seines Wohlseins vernichte. Und darin

scheint mir eben der sociale Nachtheil des Adels zu liegen, daß er sich von der Volksidee losreißt, dieses Volk als seiner Vortheile wegen vorhanden betrachtet, und wenn er den Gedanken „Volk" denkt, nur sich und seine Vorrechte denkt. — An eine solche Nothwendigkeit also, Herr Graf, kann ich meinen Glauben an Nothwendigkeiten nicht anschließen, so innig ich auch von der Hochachtung durchdrungen bin, mit welcher ich die Ehre habe zu sein ꝛc.

Fünfter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Ungern, Herr Graf, möchte ich einen Anspruch auf humane Achtung bei Ihnen einbüßen, wenn ich zu dem zartesten Punkte Ihrer Schrift „über den Adel" übergehe, ohne mir sagen zu können, daß ich die Fähigkeit besitze, ihn mit zarter Schonung zu behandeln. Bisher hatten wir uns über Prinzipien zu verständigen, auf denen Sie den Adel basiren, und hier ließen sich Prinzipien entgegenstellen. Unsere Auseinandersetzungen nahmen einen wissenschaftlichen Charakter an, und hatten nichts mit persönlichen Rücksichten zu thun, die gebildete Menschen überall gegen einander zu nehmen ge-

neigt sind. Jetzt gehen wir zu Schlußfolgerungen und Realitäten über, die Sie auf Ihre Prinzipien gründen, und hier gestehe ich eine gewisse Befangenheit... Allein einem Manne von Ihrer Bildung gilt am Ende die Wahrheit mehr, als die Sprache, in welcher sie gesagt wird, und mit dem ganzen Vertrauen, welches mir diese gegründete Voraussetzung einflößt, setze ich meine Mittheilungen fort.

In meinem letzten Briefe sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, die Nothwendigkeit eines bevorrechteten Erbadels unter völlig veränderten Verhältnissen zu läugnen. Ich habe diesen Satz noch einmal reiflich geprüft und kann ihn nicht zurücknehmen. Der Zustand des Volkslebens, aus welchem der Adel hervorging, hat keine Aehnlichkeit mit dem jetzigen. An die Stelle des Prinzips des Krieges ist das Prinzip des Friedens getreten; die Gesetzlichkeit hat den Platz der Autonomie eingenommen; die Intelligenz ist

ein Gemeingut geworden und wird es täglich mehr. Es giebt kein Interesse in der Gesellschaft mehr, welches einen Vorzug verdiente, um das Wohl der ganzen Gesellschaft zu fördern. Die Monarchie bedarf keiner besonderen Stütze mehr, sie ist legitim geworden durch Anerkennung des Prinzips der Gleichheit vor dem Gesetz aller Glieder der Gesellschaft. Je näher sie diesem Grundsatze rückt, je mehr sie alle Formen beseitigt, welche ihm noch widersprechen, desto legitimer werden die Throne werden. Die Bevormundung des Volks durch einen kleinen Theil desselben, der sich zu dessen Vormündern aufgeworfen hat, ist unnütz geworden, seit die Mündel mündig, mündig durch Intelligenz und Gesetz geworden sind. Genug, ich sehe keinen Grund ein, weshalb ein Adel, eine Bevorzugung, noch fortbestehen sollte, wenn nicht, wie Sie selbst bemerken, das Vorurtheil für Herkommen, für durch Jahrhunderte geheiligte Einrichtungen, für jene superiöre Stellung, welche der Adel unter

den Bevormundeten einnimmt, und für die Rechtmäßigkeit des Besitzes, von Realasten und Leistungen, dem Fortbestehen des Adels zu statten käme.

Aber trauen Sie auf dieses Vorurtheil wirklich so fest, Herr Graf? Bedenken Sie, welche Vorrechte der Adel auch in Teutschland seit 20 Jahren verloren hat? Erwägen Sie, mit welchem Widerwillen man den Rest dieser Vorrechte allenthalben anerkennt? Ein einziger Tag kann über ihr Fortbestehen entscheiden, und ich möchte behaupten: nicht das Vorurtheil, sondern die Furcht vor der Gewalt, über welche die bestehende Ordnung noch gebietet, sei das wahre Motiv der Adelsunterthanen zur Anerkennung eines Verhältnisses, das von Jahr zu Jahr drückender und unnatürlicher wird.

Sie klagen die übrigen Stände, außer dem Adel, des Neides und des Eigennutzes an, wo sie auf die Beseitigung der Adelsvorrechte dringen. Ich will diese Motiven gelten lassen, allein ich kann

nach allem bisher Gesagten nicht umhin, diese Stimmung natürlich zu finden. Sagen Sie selbst: welche Gründe hatten die Altvordern Ihres Standes, sich Rechte vorzubehalten? Ich traue diesen Ahnen jede Hoheit der Gesinnung zu, die Sie so häufig dem ganzen Stande zuschreiben, allein wenn ich die Sache menschlich betrachte, so finde ich, daß nichts als Eigensucht, ja Eigennutz sie bewog, die Unfreiheit des Volks zur Rechtsbasis des Staats zu erheben. Wissen Sie einen besseren Grund, so bin ich geneigt, mich belehren zu lassen. Mit den Waffen in der Hand hat der jetzige Adel seine Diplome Völkern und Fürsten abgezwungen, nachdem er jene entwaffnet hatte. Ich mache dem Adel daraus keinen Vorwurf. Er sah nach den Begriffen seiner Zeit die Sachen richtig an; Ehre und Waffen, sie waren eng verbundene Begriffe; das Volk hatte keine besseren; das Recht zur Gesetzgebung war bei den bewaffneten Freien, und die Executivgewalt unserer Fürsten hat keine andere

Basis. Schon der teutsche Bauernkrieg hat laut genug angedeutet, daß der freie teutsche Grundeigenthümer den Verlust seiner Freiheit an die Ritterschaft fühle, und scheint ein feierlicher Protest, eingelegt gegen gewaltsame Entziehung von Menschenrechten. Aehnliche Proteste sind vorher und nachher in allen Ländern eingelegt worden, und nur die Gewalt, wohl auch das Bedürfniß, eine gegebene Ordnung zu erhalten, haben diese Berufungen auf ein höheres Recht übertäubt. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewissen, Herr Graf, sind Sie bei Ihrer rechtlichen Zartheit ganz beruhigt über die ursprüngliche Erwerbungsart von Frohnden, Abgaben und Leistungen aller Art, welche Sie vom Bauer, von Ihren Gutsunterthanen noch heute fordern? Ich bin mit der älteren Geschichte Ihrer Familie nicht vertraut, allein ich kenne die Geschichte des holsteinischen Adels im Allgemeinen, und weiß, daß die noch nicht so lange aufgehobene Leibeigenschaft des holsteinschen Bauers ein Pro-

dukt der Gewalt, ja der Gewaltthätigkeit dieses Adels war. Immer möchte es daher gefährlich sein, „die Erinnerung an verrichtete Thaten als Hebel der Gesinnung" des Adels aufzurufen, wenn diese Gesinnung nicht mit ächter Humanität in grellen Widerspruch gerathen darf. Der Ruhm, viele Feinde erschlagen zu haben, mag groß sein; der Ruhm einer Meisterschaft in Führung der Waffen mag gelten; aber immer ist dieser Ruhm ein barbarischer, da verhältnißmäßig nur wenig mit dieser Meisterschaft erreicht wurde, was der Menschheit zur Ehre gereicht. Was sind die Kreuzzüge, wenn wir sie mit den ungetrübten Augen unserer Zeit betrachten? Ja, was waren sie durch die Masse der Kreuzfahrer selbst? Wahrhaftig! wenn nicht ein Gottfried von Bouillon, ein Friedrich Barborossa und noch einige wenige Helden dieser Züge in der Menschenbrust Ahnungen des Guten und Schönen erweckten, man möchte verzweifeln bei der Betrachtung der Kreuzheere, und

der unermeßlichen Masse von Rohheit, Fanatismus und Rechtsvergessenheit, die sich darin offenbaret. Der Adel hat sich durch sie zu Grunde gerichtet, das ist wahr, und diese Aufopferung verdient Anerkennung; aber sonderbar ist es, daß gerade hierdurch die Macht der Fürsten erstarkte, denn sie mußte mehr und mehr im Volke ihre wahren Stützen suchen. Nein, Herr Graf, nicht die Thaten, welche durch die Kreuzfahrer geschahen, sondern die ungesuchten Folgen der Kreuzzüge überhaupt nehmen das humane Interesse an diesen fanatischen Völkerstürmen in Anspruch, und an den schöneren Folgen derselben für Europa hat, meines Bedünkens, der germanische Adel keinen Theil; den Städten gebührt allein ein sichtbarer Anspruch.

Indessen fühle ich das Mißliche sehr wohl, eine große Völkererregung auf solche Weise zu bemessen. Eine erregte Zeit regt die Thätigkeiten und Kräfte an, und man kann nur sagen, das

ganze Volk, rc. fühlet die Vortheile und Nachtheile dieser Erregung. Erscheinungen, wie die Kreuzzüge, gehören der Menschheit, aber wahrlich nicht einem Stande! —

Bedenken Sie nun, daß der ganze Ruhm Ihres Standes in den Waffen lag; berechnen Sie, was er mit diesen Waffen Gutes und was er Böses gethan; reihen Sie dies an die Ahnen jedes Geschlechtes, und — lassen Sie die Menschheit richten. Sie wird schaudern! schaudern, weil sie in einer Zeit lebt, welche die gesellschaftliche Ordnung auf den Frieden basirt. Weshalb aber Hoheit der Gesinnungen aus Erinnerungen großer Thaten dem Adel Schuld geben, welche die Menschlichkeit dieser Zeit, wenn sie jetzt geschähen, Unthaten der Barbaren nennen würde? Nein, Herr Graf! der Adel macht sich durch solche Hebel seiner Gesinnung zum Gespött, und der, welcher jene Thaten nicht gethan hat, muß froh sein, daß die Gelegenheit vorüber ist, sie noch zu thun.

Bei weitem der größte Theil ist nach unseren Rechtsbegriffen Verbrechen, und unter diesen stelle ich die Begründung der Leibeigenschaft als Norm oben an. — Gewiß, Herr Graf, „die Welt „wird mit Vergnügen auf jene Erinnerungen an „verrichtete Thaten des Adels, diese mächtigen „Hebel der Gesinnung, und auf die erhabene „Stellung, welche der Adel kraft derselben ein„nimmt, verzichten!“

Und dennoch wollen Sie den Haß und Neid der übrigen Stände gegen den Adel der Gemeinheit der Gesinnung zuschreiben? Sie wollten nicht zugeben, daß bei der allgemein vom Adel beklagten Verminderung seiner Befugniß zur Gewaltthat gegen den „gemeinen Mann,“ daß, bei seinem Streben, alle durch das Faustrecht erworbenen Vorrechte zu behaupten, dieser Haß begründet sei? Sie, ein so humaner und gebildeter Mann, wären fähig, die Superiorität des Adels in der Gesellschaft an die ebengezeichneten Erinne-

rungen zu knüpfen, und dennoch den übrigen Ständen zu verargen, wenn sie solche Erinnerungen verachten und die daraus entspringenden Gesinnungen hassen? Gewiß nicht, Herr Graf! Eine so erzeugte Gesinnung kann nichts anders als Hochmuth sein, und nicht der edle Stolz des Mannes. Der Stolz auf „ererbte Vorzüge „mag Courtoisie und feine Sitte erzeugen,“ allein dennoch nennt man diesen Stolz Hochmuth, und nur weil der Adel ererbt, was ein tüchtiger Mann verdienen muß, giebt er sich das Ansehen, daß er besser sei, ja er glaubt es wirklich zu sein, weil seine Ahnen dafür gehalten wurden, und dieser Dünkel verletzt und drückt, weil er leer und hohl ist. Die so beleidigte Gesellschaft gewinnt nichts, sie verliert, verliert den Umfang der Ansprüche auf Anerkennung, welche Verdienst und Talent mit Recht zu machen haben, verliert mithin jenen mächtigen Hebel der Gesinnung, durch welchen einst der Ritter seine Sporen ver-

diente, und welcher in der Möglichkeit bedingt ist, mit dem Besten gleiche Ehre zu erlangen.

Ich muß es den Lesern Ihrer Schrift anheimstellen, Ihre Schilderung der Vorzüge zu mustern, welche Sie den Gesinnungen des Adels, „gehoben durch die Erinnerung der Thaten seiner „Ahnen," zuschreiben, und wie jene „Anmuth „der Sitten," jene „Courtoisie," jene „Tapfer„keit, Religiosität, Verehrung der Frauen unter „Einfluß der edlen Geschlechter ein „Institut gebildet haben, wie die Welt noch keins „gesehen habe, und nicht wieder sehen werde." Aber auch hier muß ich eine Unbilligkeit rügen, Herr Graf, die Sie gewiß gern widerrufen. Woher, meinen Sie, daß jenes Licht, jene hervorleuchtende Vortrefflichkeit des Standes komme? Glauben Sie, jene in dem Stande ausgebildeten Gesinnungen seien nicht aus dem Charakter der germanischen Nation hervorgegangen? Glauben Sie, der Adel habe das Ritterthum erzeugt,

und dieses sei endlich selbst in einen Adel übergegangen, ohne daß der Stoff im Volke gelegen habe? Nein, Herr Graf, die Ritter waren Freie, die sich in die Waffenzünfte aufnehmen ließen. Aus solchen Freien bestand einst das ganze Volk. Ich habe früher ausgeführt, wie die übrigen unfrei worden, die nicht in die Krieger- oder Bürgerzünfte traten, und will es nicht wiederholen. Aber bei einer so gewaltigen Verdunkelung des übrigen Volkes, bei der Ehr- und Rechtsverminderung desselben, konnte das Licht eines Standes wohl hell aus der Nacht der Zeiten scheinen! Und wahrlich! man sollte nach Ihrer warmen Schilderung glauben, jene trüben Zeiten seien schöner gewesen als diese, wo das Licht der Vernunft über die Völker hereingebrochen ist, und die Intelligenz täglich neue Triumphe feiert. Nun, ich will es nicht bestreiten: das edle Ritterthum hat einen unsäglichen Reiz; es ist ein Kleinod in der Geschichte der Menschheit; man

denke es weg aus jener Zeit, und sie ist traurig — freude- und hoffnungsleer. Allein eine andere Frage ist, ob ohne den Adel ein Ritterwesen nothwendig geworden wäre, ob nicht beide unsäglich viel zu der dicken Finsterniß der Zeiten gethan haben, aus der sie hervorstrahlen? Und eine fernere Frage ist, ob das Vorübergehen einer Zeit, wo wenige Menschen bevorzugt waren, frei zu sein, zu bedauern sei?

Was mich betrifft, Herr Graf, so halte ich die Reformation für die folgenreichste Segnung und die Erfindung des Pulvers für den glücklichsten Zufall. Es ist kaum zu sagen, ob dies Licht, welches jene auf die Religiosität der christlichen Ritter, oder ob die Kugeln, welche man auf ihre Rüstungen schoß, wirksamer gewesen? Die Religion der Liebe hat in dem christlichen Ritterthume die sonderbarsten Vertheidiger gefunden, die sich nur denken lassen; so weit sie ihren Schutz verbreiteten, brachten sie diese sanfte Religion mit

sich selbst in Widerspruch, und ich will der Geschichte der Ritterorden gar nicht gedenken, um diesen allgemeinen Satz zu behaupten.

Vergleichen Sie die Riesenschritte, welche die Intelligenz unseres gegenwärtigen Jahrhunderts macht, mit den schönsten Erfolgen des Adels und Ritterthums, und Sie selbst müssen gestehen, daß die Zeit vorbei sei, wo die „**complaisances de courtoisie**" über große wichtige Fragen entscheiden. Der Adel zu Ludwigs **XIV.** Zeiten hat diese **complaisances** zu einer Höhe getrieben, die ihn stürzte, und wenn die wollüstige Galanterie der Sitten, wenn ungezügelte Prachtliebe, wenn Nichtachtung aller Volksrechte, Verachtung der Menschheit und ihrer socialen Zwecke eine Zeitlang Ton der gebildeten Gesellschaft Europa's wurde, so hat sich dieser Ton schwer an den Tonangebern gerächt. Die Politik der Monarchen Frankreichs war immer, den reichen Adel des Landes durch

Luxus zu Grunde zu richten, damit er auch in den Provinzen vom Throne abhängig bleiben und seinen Einfluß auf das Volk verlieren möge. Die Politik des Adels bestrebte sich dagegen, die Monarchen in dem Strudel des Leichtsinns und des Vergnügens zu erhalten, sie aller Kraft und Thätigkeit zu berauben, damit ja keiner auf den Gedanken gerathen möchte, der Anmaßung des Adels über das Volk ein Ziel zu setzen. Beide erreichten vollkommen ihre Zwecke, gingen aber auch dabei in Wahrheit und Recht, in Kraft und Würde und in der Liebe des Volks unter. Deshalb liefen auch die Enkel des Adels am Hofe Ludwigs XIV. beim Beginn der Revolution und des Kampfes für die Prärogativen des Thrones davon.

Dieß, Herr Graf, ist der Sinn und Charakter der letzten glänzenden Periode der Chevalerie. Nein! beschwören Sie diesen furchtbaren Geist nicht herauf! Zu Ludwigs XIV. Zeiten wurden

die Tugenden des Ritterthums zu gleisnerischen Formen herabgewürdigt; ihr Gehalt ward Sünde und Schande, der größte Frevel an der Vernunft der Menschheit. Daß ein luxuriöser, reicher, großer Hof imposant sei und großartige, feingeglättete Formen hervorbringe, läugnet Niemand; daß er aber auch die niedrigste Ränkemacherei und höchst selten einen rühmlichen Heldensinn erzeuge, weiß in unsern Tagen Jeder. — Gern hätte ich es vermieden, Sie an alles zu erinnern, was sich gegen „die hohen Erinnerungen" des Adels sagen läßt, aber am liebsten hätte ich „den Zauber" nicht gelöst, der Ihnen über diese letzte Epoche des Glanzes des Ritterthums verbreitet zu sein scheint. Aber vielleicht theilen Sie diese Meinung kaum mit dem hundertsten Theile der Gebildeten Ihres Standes; ja, zu seiner Ehre nehme ich an, daß nur eine liebenswürdige Naivetät und eine unbewußte Sittenreinheit sich an dem äußern Glanze

des Ritterthums zur Zeit des vierzehnten Ludwigs erfreuen möge. Und diese gute Meinung erhöht meine persönliche Hochachtung insbesondere gegen Sie, Herr Graf, mit welcher ich die Ehre habe zu sein ꝛc.

Sechster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke rc.

Sie selbst, Herr Graf, sind zu bescheiden, um Ihren eigenen Werth anderen Gründen zuzuschreiben, als den Vorzügen, welche Sie durch Geburt, durch die Beziehungen Ihres Standes zur Gesellschaft, kurz durch die Superiorität Ihrer Verhältnisse ohne Ihr Zuthun erlangten. Allein Sie erkennen einen Seelenadel an, „der an keinen „Stand geknüpft ist;" nur finden Sie nicht, daß ein solcher Adel mehr bedeute, als der ererbte, da, was damit im besten Falle erreicht wird, der Erbadel ohne diese besondere Bevorzugung einer

verschwenderischen Natur erreiche. In diesem Seelenadel finden Sie indessen einen neuen Beweis, daß von Natur Ungleichheit in der Gesellschaft sei, „weil der Mensch nicht bloß eine gei„stige, sondern auch eine sinnliche Natur habe, „die ihn zu Leidenschaften hinreiße, so daß in der „Erscheinung des bürgerlichen Lebens die Philoso„phie mit ihrem erhabenen Nivellirungssystem sich „unmöglich auf eine der Vernunft entsprechende „Weise werde geltend machen können."

Auch wenn Sie nicht selbst einräumten, daß ein großer Theil des Adels denselben bürgerlichen Leidenschaften unterworfen sei, würde die Erscheinung des adeligen Lebens den besten Beweis liefern, daß der Seelenadel keineswegs erblich sei, und im besten Falle nur ein äußerer Schein des Besseren die Leidenschaften und Untugenden übertünche, welche dem Menschengeschlechte allzumal ankleben. Allein ich sehe nicht ein, weshalb nun dennoch Männer, welche ihren Seelenadel beur-

kunden, ihn nicht so gut, wie die seligen Ahnen adeliger Geschlechter, auf ihre Kinder sollten vererben können? Haben diese nun nicht auch hohe Erinnerungen? Und ist es in den mehresten adeligen Familien am Ende nicht auch nur Ein Ahn, welcher Jahrhunderte hinab diese Erinnerungen an sich auf die Enkel vererbte? Gesetzt, dieser Seelenadel bildete ebenfalls eine Zunft, und wollte sich nur durch ebenbürtige Ehen fortpflanzen? — — Freilich wird der Seelenadel wohl niemals auf diesen sonderbaren Einfall gerathen; aber dennoch: — es ist gewiß kein Grund gegen die erbliche Fortdauer dieses Adels vorhanden, als daß er nicht einer Kaste, sondern der Menschheit erb- und eigenthümlich angehört. Die Kaste wird sich immer sträuben, Vorzüge anzuerkennen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgehen. Und weshalb sträubt sie sich dagegen? Aus eigner Hoheit der Gesinnungen? oder aus jenem leeren Hochmuthe, mit welchem sie überhaupt ihre Privilegien schützt, da

sie durch Gründe der Vernunft dieselben nicht zu schätzen im Stande ist. „Nur wenigen Men„schen," sagt Pascal, „ist die Gabe der Er„findung eigen. Diejenigen, welche nicht im „Stande sind, etwas Neues zu schaffen, bilden „die Mehrheit und sind also die Stärksten; daher „sieht man denn täglich, daß die letzteren den er„steren den Ruhm ihrer Genialität verweigern." Sie sehen, Herr Graf, diese Politik des Neides und leeren Hochmuths ist allen Zünften und Geschlechtern eigen und längst durchschaut. Ich rede hier nicht von Ihren eigenen Gesinnungen, deren edleren Gehalt Sie unverhohlen zu erkennen geben. Sollte aber auch „das Reich des Vorurtheils nie „ganz zu besiegen sein," sollte „das Gefühl des „schützenden Gesetzes die Volksmoral, das Vorur„theil der Menschen für die Vorrechte des Adels „erhalten:" so lange der Adel selbst das Recht und die Realität seiner Vorzüge nur auf Einbildungen und Vorurtheile gründen kann, so lange

wird die Meinung des Volks gegen ihn wachsen und seine Existenz bedrohen, bis ein großer Tag des Gerichts die durch Vorurtheile gefesselte Volksmoral befreit.

Die Achtung, welche Sie vor Montesquieu hegen, Herr Graf, theile ich mit Ihnen. Auch ich betrachte ihn als ein Orakel, dessen Sprüche eine geistbeherrschende Kraft haben. Allein wenn Montesquieu sich eine Monarchie ohne Erbadel nicht denken konnte, wenn er ihn für die Stütze der Throne hielt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß der Adel die meisten Throne zu Grunde gerichtet habe. In Frankreich hat der Adel die Bourbonen zuerst aufgefressen, und nachher durch seine unersättlichen Ansprüche wieder aus dem Reiche vertreiben helfen. Chamfort sagt in seiner scharfen, witzigen Weise: „der Adel sei „der Vermittler zwischen dem Monarchen und „dem Volke, wie der Hühnerhund zwischen dem „Jäger und Hasen.“ Ich möchte wohl behaup-

ten, daß eine Monarchie ohne Geburtsadel weit besser bestehen könne. Man kann wohl sagen, daß der Adel den Monarchen brauche, aber nicht die Monarchie den Adel. Lassen wir uns nicht durch Worte täuschen, wo Thatsachen reden. Stellen wir uns einmal die Frage, ob der Adel, oder die Monarchie ein gesellschaftlicher Zweck sei? Und wir werden antworten müssen: der Adel sei höchstens Mittel zum Zweck; denn es ist nicht zu begreifen, wie die Gesellschaft freiwillig sich dazu verstehen sollte, einigen ihrer Glieder Belohnungen der Verdienste der Vorfahren erblich zuzugestehen. Man sieht nicht ein, wie ein solches Zugeständniß überhaupt den Zweck der Gesellschaft fördern könne, sobald derselbe constitutionell in der Beförderung eines gleichen Wohls aller Glieder der Gesellschaft beruht. Begreifen läßt sich wohl, wie sich ein Monarch mit dem Adel der Nation umgeben mag; allein eben so wenig, wie ihm daran liegen könne, diesen Adel erblich zu machen, wenn ihm daran

liegt, die besten Kräfte der Nation zur Beförderung ihres Wohls um sich zu sammeln. Gesetzt, Herr Graf, einem europäischen Volke widerführe das Unglück, der Monarchie verlustig zu gehen: glauben Sie, daß der Adel an deren Stelle treten könnte? Ist eine aristokratische Regierungsform die Bedingung der socialen Bedürfnisse civilisirter Nationen? Kann die Entstehung der Aristokratieen des Alterthums für unsere Zeiten einen Maßstab abgeben? Entwickelten sie sich nicht aus der Kindheit der Völker? Und stellte sich das demokratische Prinzip nicht rasch und stark genug ihnen gegenüber, um die Idee der Republik zu retten? Striche hingegen eine Nation den Erbadel aus ihrer gesellschaftlichen Ordnung: könnte es dann an Männern fehlen, welche dem Monarchen diesen Verlust ersetzten? Sollte er nur mit dem Gedanken, daß die erblichen Vorrechte seiner Umgebung den Thron stützen, regieren können? Hinge der Menschengeist wirklich so sehr von der Macht

der Gewohnheit ab, daß er auf ewige Zeiten ihr Sklav sein müßte? Oder ist die ererbte Superiorität des Adels über die anderen Stände durch nichts aus dem Reichthume des Menschengeistes zu ersetzen? Muß eine Ungleichheit der Rechte, ein Druck der Gesellschaft, überhaupt ein sociales Mißverhältniß stabilirt werden, um den monarchischen Thron stabil zu machen? Könnte dieß die Monarchie den Völkern empfehlen?

Alle diese Fragen sind zu wichtig, Herr Graf, als daß ich Sie nicht damit bestürmen sollte. Sobald man die Absurdität behaupten hörte, daß die Volksbewegungen der neueren Zeit Ausbrüche des Fanatismus eines ungezügelten Pöbels seien, dachte man an die Bemerkung eines großen Mannes, der es bitter tadelte, daß der Adel die Fürsten verführe, das Volk immer nur als Partei im Staate zu betrachten, und an den Höfen alles verschworen sei, die Fürsten zu belügen. Anarchie ist das Gespenst, womit die Gewalthaber die poli-

schen Kinder schrecken. Indessen schreien die Völker nach wahrer Freiheit, wie Kinder nach der Mutter Brust. Sie stoßen alle künstlichen Mischungen und Spielwerke von sich, welche man ihnen darreicht, und verlangen die reine Nahrung der Natur, die man ihnen am Ende doch wohl wird geben müssen. Völker, die verdienten frei zu sein, sind es noch immer geworden. Der Pöbel und fanatische Ideologen mögen Ausschweifungen begehen und die Macht dazu für Freiheit halten; ein Volk geräth nie in diesen Irrthum. Und doch ist die Autonomie des Pöbels kaum, ja gewiß nicht so schlimm, als die Autonomie der Ritterschaft und des Adels im Mittelalter, weil sie nicht dauern und Rechtsverhältnisse begründen kann. Die Intelligenz der Völker haßt alle Willkühr; die Willkühr der Beamten, des Adels, der Fürsten; sie wird daher die Willkühr des Pöbels nicht lieben. Es ist kein Streit um die Art der Willkühr, welche man über sie ausüben soll; wer

darum streitet, ist höchstens ein cultivirter Knecht; es ist der Kampf der Intelligenz gegen alle Willkühr, was die Völker bewegt. Ein solcher Kampf ist ohne Eigensucht; nur Herrsucht verschwistert sich mit ihr; ein Kampf um ewiges Recht bringt die Menschheit bei ihr selbst zu Ehren. Aber „das Bessere soll so schnell seinen Sieg nicht „vollenden, als es der ideale Flug verlangt," sagt Arndt, „damit es inniger mit dem ganzen „Menschen zusammenwachse. Pflicht und Recht „müssen ihren Kampf durchkämpfen gegen An„maßung, Uebermuth und Willkühr, und aus „diesem Kampfe selbst mit größerer Verständigung „und Stärkung hervorgehen."

Jedes Volk hat einen natürlichen Adel, nämlich die Tapfersten und Klügsten des Landes. Dieser Adel ist nicht erblich, aber er ist genügend. Was würden Sie sagen, Herr Graf, wenn Sie den Krebs die Fische schlechte Schwimmer nennen hörten? Und doch lautet es gerade so, wenn

man den Erbadel von seinen Vorzügen über diesen wahren Adel reden hört. Sie dürfen daher nicht in Verlegenheit sein, womit der Monarch sich umgeben solle, wenn „das Corps des Erbadels" die Umgebung des Thrones nicht mehr bilden soll. Ich folge Ihren Gründen nicht, weshalb dieser Erbadel, „den seine hohen Erinnerungen, sein „feiner Ton und das Vorurtheil des Volks erhe„ben," einem neugeschaffenen, nicht erblichen Adel von „Parvenus," oder gar einem Geldadel vorzuziehen sei. Ihre Vorstellungen scheinen hier absichtlich sich bei der gemeineren Klasse der vornehmen Gesellschaft aufzuhalten. Sie idealisiren einen übermüthigen Geldaristokraten, einen durch Ränke emporgekommenen Günstling, und einen Phönix von Geistesadel, und stellen diese dem Erbadel gegenüber. Dieß, Herr Graf, sind keine Argumente, sondern Voraussetzungen, die man nie machen darf, wenn man einen Beweis führen will. Der gemeine Geldstolz ist unter un-

serem Erbadel eben so zu Hause, wie unter anderen Klassen der Gesellschaft, und schlimmer bei ihm, weil er noch mit einem anderen hohlen Stolze gepaart zu sein pflegt. Lesen Sie Ihren Montesquieu in allen Theilen seines unsterblichen Esprit des Lois, so kann Ihnen nicht entgehen, daß er ganz andere Bedingungen des Erbadels aufstellt, als diese unerheblichen Gegensätze. Nach seiner Meinung ist das Geld, überhaupt Reichthum und Wohlstand das Mittel, Bildung zu erwerben; und deshalb wünscht er seinem Adel große Schätze. Allein es ist höchst natürlich, daß eine an sich nicht natürliche Regierungsform, wie die monarchisch-erbaristokratische, welche er zeichnet, ihre Dauer durch unnatürliche Mittel zu verewigen suchen müsse; und eben so natürlich ist es, daß Montesquieu überall, wo er zu beweisen sucht, daß die Monarchie in seinem Sinne — die künstlichste aller Staatsformen — auch die beste sei, seinen Beweis am wenigsten gelingen sah. Alle künstliche Theo-

rieen hat der menschliche Geist zu nichte gemacht, und besonders haben politische Theorieen ihn von jeher dazu gereizt. — Burke, den Sie ebenfalls als Gewährsmann für die Unentbehrlichkeit des Adels anführen, überlebte seinen Ruhm; er war der letzte theoretische Staatsmann, und hielt seine schönsten Reden vor leeren Bänken. Seine Doctrin von der Legitimität und dem Adel bewies zur Gnüge, daß der Glaube daran verschwunden war. Kein vernünftiger Mensch kümmert sich mehr um Theorieen. Alle Theorieen sind exclusiv, und so lange die Regierung eines constitutionellen Staates von gewissen Theorieen ausgeht, kann der Frieden in dem Staate nicht heimisch werden. Die Intelligenz kennt die Theorieen bloß als Uebergänge zur Vernunft, und die Darstellung dieser im Leben ist die Aufgabe des Lebens der Menschheit, und ihrer Theile, der einzelnen Völker und Menschen.

Der intelligente Fürst, Herr Graf, kann da-

her die politischen Ideologen nicht loben; er muß ihre Untauglichkeit zu Geschäften beklagen, und wird, sobald er kann, sich ihrer zu entledigen suchen. Ein Adel aber, der auf solche Ideologieen sich gründet, erscheint der intelligenten Gesellschaft untauglich, ihre großen Interessen zu begreifen, weil er diese zu seinem eigenen Vortheile beschränkt. Wüßten Sie aber Ihre eigenen noblen Gesinnungen Ihrem ganzen Stande mitzutheilen, so würde ich mich freuen, die Hochachtung ungetheilt auf denselben übertragen zu können, mit welcher ich stets die Ehre habe mich zu nennen 2c.

Siebenter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Es scheint mir nicht, Herr Graf, als ob Sie den richtigen Gesichtspunkt aufgestellt haben, weshalb der Adel bei den minder bevorzugten Ständen eine Art von Neid und Eifersucht errege. Sie halten den Besitz ererbter Realitäten und Gerechtsame für gerecht, weil sie ihn ererbt haben; das Volk aber fragt, wie Ihre Vorfahren über sein Eigenthum und seine Person haben verfügen können, und findet sich durch dieses Testament beeinträchtigt. Was Ihren Vorfahren bedingungsweise gegeben war, haben Sie als unbedingtes

Eigenthum übernommen, und jetzt nehmen Sie die Miene an, als habe man keinen Grund, als gemeine Habsucht, als armseligen Neid und pöbelhafte Eifersucht, Ihnen Vorrechte zu mißgönnen, die Sie ohne allen Nutzen für das Volk, ja zu seinem größten Schaden noch besitzen. Sie verläugnen die Interessen des Volks; deshalb mißtraut Ihnen dieses, und behauptet, die Künste Ihrer Politik seien unedel.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von Ihrer Aufmerksamkeit sich sollte haben entgehen lassen, wie nicht Neid, sondern das Gefühl einer inhumanen Beschränkung die Gesellschaft gegen das Institut des Adels aufbringt. Vornehme Herablassung, Herr Graf, ist nicht das Mittel, den betriebsamen Bürger, den scharfsinnigen Gelehrten und den einfachen Bauer über die Gleichgültigkeit und Geringschätzung zu täuschen, mit welcher es der Gnade des ritterlichen Erbadels beliebt, die Rechte des Volkes wahrzunehmen, und

die Kunststückchen der adeligen Staatsmänner sind keine Aufforderungen, dem Adel die Stellung auf die Dauer zu gönnen, die er zwischen Fürsten und Völkern einnimmt.

Aber man darf diese Mißstimmung der übrigen Stände gegen den Adel nicht einmal so unmittelbar erklären; bedenken Sie die Geschichte und ihre Ueberlieferungen, Herr Graf! Bedenken Sie, welchen Eindruck die Grausamkeiten und Gräuel, welche der Adel gegen alle Völker und Menschen verübt hat, auf die Denkungsweise der Menschen machen mußte, die sich vor der Willkühr von jeher unter den Schutz guter Gesetze zu flüchten suchten — und Sie werden dem Volke seinen Adelshaß nicht als Neid deuten, ja kaum verargen. Ich will Ihnen örtlich fernliegende Beispiele gar nicht nennen. Bedenken Sie dafür allein der Züge der holsteinischen Ritterschaft, von ihrem Adel geführt, gegen die ehrlichen freien Dithmarser. Die Schweiz, die Niederlande, ja

kein Land der Welt, wo eine übermächtige Feudal-aristokratie der ewigen Idee der Gerechtigkeit schreiende Gewalt anthat, enthält in seiner Geschichte eine lautere Anklage gegen die Vorfahren erinnerungsstolzer Enkel. Und wenn es auch für diese und ähnliche Heldenthaten Entschuldigungen giebt, so müssen Sie doch bedenken, daß es den unterjochten Freien wehthue, seine Unterjocher sich selbst noch mit der Erinnerung an diese Gewaltthätigkeiten breit machen zu hören. Und lassen Sie alles unbefangen vor Ihrer Seele vorübergehn, was die Enkel jener Helden — unter denen ich den Namen Ihres Geschlechtes indessen nicht finde — in neuerer Zeit im Geiste der ritterlichen Religiosität und feudalen Loyalität für ihr Land, für ihr Volk, für ihren Fürsten Großes, Gerechtes, Schönes, Gutes, oder was Sie wollen, gethan haben: — ist es mehr, als daß sie eifrig bestrebt waren, zu erhalten, was sie besitzen? Ich verkenne nicht, daß der Adel Holsteins sich in

mancher Weise vor dem Adel anderer Länder auszeichne; allein läugnen können Sie auch nicht, daß eine wohlthätige patriotische, humane Wirksamkeit sein größter Ruhm nicht sei. Er weiß angenehm zu leben; er ist gebildet zu nennen; er patronisirt auf die feinste Weise. Aber, Herr Graf, giebt es wohl irgendwo einen gedrückteren Bauerstand, einen vernachlässigteren Landmann, als den, welcher das Glück hat, Unterthan des holsteinischen Adels zu sein? Es ist zu wohl bekannt, daß er es selbst denen aus seiner Mitte nicht vergiebt, welche in den bäuerischen Verhältnissen etwas zu bessern den Muth hatten, und nicht dem Adel, nur der Aufklärung des trefflichen Königs haben die Abtrünnigen von der engherzigen Politik des Standes Schutz zu verdanken gehabt. Welche Versuche sind von dem holsteinischen Adel nicht ausgegangen, religiöse Dunkelheit zu verbreiten, oder, besser, unter ihren Unterthanen zu erhalten! Und was in diesem Augenblick in Hol-

stein geschieht und geschehen mag, abgesehen von der Verfolgung eines Mannes, der es wenigstens eben so redlich mit dem Volke meint, als der Adel mit sich selbst: — trägt es ein anderes Gepräge, als das des besorgten Eigennutzes des Feudaladels in andern Ländern, wo er Gelegenheit hat, wie in Holstein, ihm ungehindert zu fröhnen? Immer und immer wieder erhebt er das Geschrei, die Verfassung des Staates sei in Gefahr, wenn nichts als seine Privilegien bedroht sind, und, gestützt auf Montesquieu und Burke, weiß er den Fürsten begreiflich zu machen, daß es sich um die Existenz der Monarchie handle.

Stellen Sie mir Ihre eigene bessere Gesinnung nicht entgegen. Ein Mann, wie Sie, der in jedem Verhältnisse ein edler Mann sein würde, kann nicht einen Stand repräsentiren. Er steht über jedem Stande und gehört dem Volke. Ihre Familie hat die würdigsten Männer aufzuweisen; Graf Adam Moltke ist von keinem Ehrenmanne

vergessen; und sie werden solche Ahnen nie verläugnen können, ohne sich in eine Menge Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln.

Und in der That, Herr Graf, dieß beweist der ganze Theil Ihrer Schrift, in welchem Sie die Verhältnisse des Adels zu der bürgerlichen Gesellschaft festsetzen. Sie läugnen nicht, daß der Adel gleichmäßig zu den Staatslasten gezogen werden müsse, aber Sie verlieren keine Sylbe über die Frohnden und Zinse, durch welche er vom Bauer seine Steuer zahlen läßt. Oder ist das Gleichheit der Besteuerung, daß der Bauer im gleichem Verhältniß an den Staat zahle, wie der Ritter, allein diesem noch einmal soviel und oft noch mehr an Arbeiten, Diensten, Naturalleistungen und baarem Gelde zu geben habe? Noch ist die gleiche Besteuerung überall eine scheinbare Theorie von Gerechtigkeit geblieben, aber das ungemessene Bedürfniß des Staatshaushaltes wird endlich einmal eine vernünftige Praxis durchsetzen.

Allein statt diese Ihren Standesgenossen anschaulich zu machen, statt, was Sie recht gut gekonnt hätten, ihnen die Vortheile der Ablösung von Realitäten und Diensten aus den tausend verständigen Gründen darzulegen, die es dafür giebt; statt der Intelligenz der Zeit das Zugeständniß zu machen, daß jeder Staat, er heiße, wie er wolle, er sei groß oder klein, monarchisch oder republikanisch verfaßt, eines freien Bauernstandes bedürfe; statt dem Adel anzurathen, endlich einmal etwas zu thun, wodurch er sich die Liebe und die Achtung des Volkes verdiene: rathen Sie ihm, Majorate zu stiften, damit er nicht verarme, und seine erhabene Stellung in der Gesellschaft behaupten könne. Mein Gott, Herr Graf! wie kommen Sie zu solchen Widersprüchen? Hätten Sie nur nicht in demselben Augenblicke aus den Debatten der französischen Pairskammer die schreiende Anomalie, welche Fideicommisse und Majorate gegen die übrigen Gesetze des Staates bilden, so trefflich

gezeigt! Gleichsam als wäre die Ungerechtigkeit einer testamentarischen oder statutarischen Verkümmerung der freien Verfügungsrechte des Erben über sein Erbgut kleiner, die Versündigung an den Prinzipien des Erbrechts geringer, wenn ein Zweig einer adeligen Familie „den Glanz in seiner äuße„ren Erscheinung behaupten könne, den die hohe „Wichtigkeit seines Standes, den seine Superio„rität über die übrigen Stände zu zeigen gebiete," sobald nur das Majorat nicht über und unter einer mäßigen Größe sei! Nein, Herr Graf, die Majorate, größer oder kleiner, sind aller vernünftigen Staatswirthschaft zuwider; sie sind ein Ausfluß der Erbsünde des Adels; sie unterdrücken den gedrückten Bauernstand, und hindern ihn, die adeligen Güter an sich zu kaufen, und sich dadurch in den Besitz ihrer angeborenen, humanen Freiheit zu setzen. Seit man aufgehört hat, an die Lehre zu glauben, daß die Fürsten Eigenthümer der Länder und ihrer Bewohner sind, die sie regieren, hat man

auch abgelassen von dem Wahne, daß sie auf ewige Zeiten die Freiheit der Bauern an den Erbadel verhandelt haben, und ebensowenig glaubt man noch, daß das Recht zur Gesetzgebung zu Gesetzen mißbraucht werden könne, welche der Vernunft widersprechen. Wenn Sie zugeben, „daß die „Aufhebung der Standesrücksichten dem industriel- „len Streben der Nation einen mächtigen Im- „puls geben werde, da dieses Streben dadurch zu „Ehren gelangen werde, wenn kein Glied der „Gesellschaft durch Vorurtheile abgehalten „werde, daran Theil zu nehmen:“ weshalb nun immer wieder an Vorurtheile die Trennung der nationalen Interessen knüpfen? weshalb dem Traurigsten, was den freien Geist des Menschen fesseln mag, fort und fort huldigen? Bekämpfen muß der edle und intelligente Mensch die Macht der Vorurtheile, nicht aber ihnen zu Liebe Vorschläge machen, welche ihn mit seinen eigenen besten Ueberzeugungen in einen beklagenswerthen

Widerspruch setzen. Heißt es nicht den Reichthum, das Interesse der Nation nichts achten, wenn man einen Stand durch neue Rechte bevorzugt wissen will, welche den allgemeinen Wohlstand hemmen? Und ist dieß nicht gerade der Vorwurf, den man dem Adel macht? Ein Fürst, ein Gesetzgeber, welcher die Stiftung von Majoraten einem Stande nicht nur freigäbe, sondern zur Pflicht machte, würde die Intelligenz nicht minder beleidigen, als die Minister Karls X. die Nation durch einen ähnlichen Vorschlag beleidigt haben.

Sie verwerfen ferner die Anmaßung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heerdienstes bevorrechtigt zu sein; allein indem Sie „eine von der Politik und Humanität (?) gegründete Accommodation zu dem vorhandenen Unterschied der Stände" in Anspruch nehmen, gründen Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches sind Ihre Gründe? Der Mensch, sagen Sie, sei zu

Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchsten. Wo sich nun dieser Ehrgeiz zeige, und ein gleichberechtigter Adeliger und Bürgerlicher concurriren, müsse es Staatsmaxime sein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wisse, wie leicht solche („bürgerliche") Menschen gefährlich werden. Oft auch sei das Verdienst bei ihnen mit einer Gesinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen fremd sei, und verleite dann zu einem sich selbst überschätzenden Stolze. Der Adel hingegen erhalte sich auf seiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Gesinnungen, und deshalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menschen, sich lieber solchen zu unterwerfen, welche schon der alte Lauf der Dinge weit über sie hinaufgeschoben, und den sie also nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den un-

tern Klassen erzeuge Neid, entfeßle die Leidenschaften, reize zu Ungehorsam...

Herr Graf! Gegen solche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollste, innerste Ueberzeugung ausgesprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohlthuenden Glauben nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edeler Mann sind! Klingt diese Argumentation nicht gerade, wie der bitterste Spott auf Ihren eigenen Stand? Besinnen Sie sich! Wie viele Throne sind vom Ehrgeize des Adels gestürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, diese Rechnung möchte sehr zum Nachtheile der Stütze der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf seiner Höhe des Lebens etwa dazu ein besseres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Gesinnungen der Art, wie Sie solche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes besser begreifen könne, und mithin das hohe Staats-

amt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erstere zeigt, mehr sei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzlose Berechnung der Vortheile des-Standes? Und alles in allem: sollte man nicht meinen, Sie sprächen vom Adel im Gegensatze von den Menschen, als hätte er alle Tugenden und edleren Gesinnungen sublimirt und geläutert in ausschließlichem Besitz? Bei Gott, wenn Ihre holsteinische Bürgerelite Ihnen bei diesen Gegensätzen zum Muster gedient hat, so mag sie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Teutschland keine besseren Begriffe haben, so lade ich Sie, außer nach Oesterreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gast, wenn Ihnen das nicht zu despectirlich ist, und dann wollen wir diese Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geist der Menschheit nach den Ständen studiren. Ich biete Ihnen jede beliebige

Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerstande in der Regel mehr Achtung vor dem Gesetz und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der singulären Rechte aufgewachsene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältnisse, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerstandes.

Noch deutet in Teutschland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beseitigung des Erbadels oder seiner Vorrechte. Zwar breitet sich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch sucht sie mit nationaler Mäßigung aller Interessen zu vereinigen, oder zu schonen. Vielleicht ist es Teutschland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern lasse ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, „daß auf einer „gewissen Höhe des Lebens diejenigen Eigenschaf„ten am besten und leichtesten erworben und aus-

„gebildet werden, durch welche die Menschen zur „Ordnung und Achtung der Gesetze angeführt und „genöthigt werden sollen;" obgleich ich einer gewissen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern schweige ich zu der Behauptung, „daß die „erhabensten Schöpfungen der Poesie, die geist„reichsten Betrachtungen im Felde der Politik und „Philosophie dem Adel angehören." Es mag in solchen Selbsttäuschungen ein Trost für den liegen, der die Verdienste seiner Ahnen sich zur Ehre, ja, wohl gar selbst zum Verdienste rechnet. Ich würde alle Dichter von Homer und alle Philosophen von den sieben Weisen Griechenlands an mit sämmtlichen Entdeckungen im Reiche der Physik und allen ihren ungeheueren Folgen; ja, ich würde den Gottmenschen selbst und den kühnen Glaubenshelden Luther dem Adel lassen, und würde mich ihrer freuen, auch wenn er sie unter seine Ahnen zählte. Ja, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn Sie auch noch adelige Erziehungsanstalten

für ausschließliche, getrennte Erziehung und Bildung des jungen Adels durch adelige Erzieher und Lehrer, noch neben den Cadettenhäusern, in Vorschlag brächten, damit der bessere Stoff und Geist zusammengehalten und kräftig genährt, gleich Herrliches in reichem Maße wieder hervorbringe. Haben doch unsere Tage schon dergleichen bedenkliche Vorschläge erzeugt! Es wird der Vortheil der Gesellschaft sein, wenn sich der Adel möglichst in seiner Bildung von ihr scheidet; der Stolz des Bürgerthums wird dadurch nur gehoben und — die große Frage der Entscheidung näher gebracht werden.

Ich kann mir nicht versagen, Ihre Schrift jedem jungen Adeligen zu empfehlen. Sie wird viel beitragen, ihn mit den echten Gründen eines Stolzes bekannt zu machen, welcher den Stand charakterisirt. Vielleicht geräth durch sie mancher auf den glücklichen Gedanken, ihn mit der gediegenen Hoheit der Gesinnungen ihres Verfassers

auszufüllen, die unverkennbar daraus hervorleuchtet und die unveränderliche Hochachtung erzeugte, mit welcher ich stets die Ehre haben werde zu sein 2c.

Achter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke rc.

Es ist mir sehr unangenehm, Herr Graf, daß ich mich in meinem letzten Schreiben zu einer gewissen Heftigkeit habe hinreißen lassen, welche ich mir vornahm, recht sorgfältig zu vermeiden, als ich mich getrieben fühlte, Ihren Ansichten über den Adel die meinigen gegenüber zu stellen. Unaufhaltsam rollt diese Zeit um und mit uns hinweg, und wahrlich, es ist eine Zeit, wo man keinen Ehrenmann verletzen muß! Trennen Sie daher die Sache von der Person, trennen Sie meinen Eifer für die Wahrheit von dieser selbst.

Ich weiß, es würden viele Andere besser gesprochen haben als ich; aber sie schwiegen, und dieses Schweigen beängstigte mich. Ich mußte reden, so gut ich es verstand; denn „ganz schwei„gen, sagt Luther, ist schlimmer, als nicht ganz „gut reden, wenn's Wahrheit gilt." Nicht Sie selbst, Herr Graf, lediglich die Gründe, welche Sie zur Unterstützung Ihrer Meinung anführen, sind der Gegenstand meiner Heftigkeit, und somit fürchte ich nicht, Ihrem bekannten ritterlichen Sinne eine Veranlassung gegeben zu haben, mir noch einen anderen Fehdehandschuh, als jenen literarischen, hinzuwerfen.

Gesetzt aber, Herr Graf, Sie fühlten sich doch gekränkt, beleidigt . . . wie dann? Was würden Sie sagen, wenn ich Ihren eisernen Handschuh liegen ließe, und keck behauptete, meine Ehre leide darunter nicht? — Sie würden, wären Sie nicht von den gemeinen Vorurtheilen Ihres Standes frei, mich, der ich Ihnen für an-

gethane Ehrenkränkung ehrenhafte Genugthuung verweigerte, nicht nur verachten, sondern auch Ihre Verachtung durch jedes Mittel zu erkennen geben, womit der Kühne und Muthige dem Feigen und Knechtischgesinnten seine Ueberlegenheit fühlbar macht. Mit einem Worte: Sie würden mich mißhandeln. —

Gemach! Brechen Sie den ewigen Landfrieden nicht! Haben nicht Ihre Vorfahren alle diese Urphede beschwören müssen? Ich halte dafür, daß die Enkel nicht nur die Rechte ihrer Väter behaupten, sondern auch ihre Pflichten erfüllen und deren Schwüre heilig halten müssen. Hat man ihnen nicht das Gesetz gegeben, als man ihnen das Schwert nahm? Und sollten die Enkel nicht die Wohlthat dieses Schutzes fühlen, da Sie ja selbst das gemeine Vorurtheil für den Besitz singulärer Rechte gestimmt und einen vulgären Rechtsirrthum schon für eine sichere Vormauer Ihrer Standesvorrechte halten?

Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieser Verlegenheit benehmen solle. Allein, Herr Graf, ich gestehe Ihnen offenherzig, diese Berathung mit mir selbst hat mich in eine neue Verlegenheit gestürzt. Mein fester Grundsatz ist es, mich nie hinter ein Vorurtheil zu verbergen. Ich bin entschlossen, jedem Vorurtheile Trotz zu bieten, wo ich es auch treffe, und höchstens zu schonen, so lange es unschädlich ist. Nun sagte ich mir deutlich, es sei ein Vorurtheil, die Ehre auf die Spitze des Schwertes zu stellen, da das Gesetz die Ehre schütze. Ich verachte alle Autonomie, so lange Gerechtigkeit im Lande ist. Kein Degen, keine Kugel kann mich zwingen, dem Ehre zu erweisen, der sie nicht verdient, und nur die humane Vernunft gebietet mir, sie dem nicht zu entziehen, der sich selbst ihrer nicht begiebt.

Und dennoch, Herr Graf, kann ich mich hier mit der Gesetzgebung nicht recht abfinden, welche lediglich Injurien zum Gegenstande ihrer zarten

Vorsorge macht, welche sich auf Worte und Thaten oder Zeichen zurückbringen lassen. Ich durchlaufe meinen Brief an Sie — ich überlese Ihre Schrift — ich habe ein unheimliches Gefühl, Ihnen zu nahe getreten zu sein — und doch, wenn ich's sagen sollte, wo Sie mich durch das Gesetz für diesen Frevel belangen sollten, ich wüßte es nicht anzugeben.

Mich dünkt, Sie haben in Ihrer Schrift eine wesentliche Sitte, welche wir dem kriegerischen Prinzip der gesellschaftlichen Verhältnisse verdanken, worin unsere Voreltern lebten, völlig und mit Unrecht übergangen. Wäre der Adel nicht gewesen, hätte das Ritterthum nicht geblüht, wir würden von dieser Sitte nichts mehr wissen, und jenes kriegerische Prinzip, welches die Ehre des Freien seinem eigenen Schutze anvertraut, würde die conventionellen Formen unseres gesellschaftlichen Lebens nicht haben erträglich machen, mildern und ausgleichen können.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Ueberrest des Faustrechts zugleich auch die erste Grundfeste germanischen Gesellschaftslebens war. Die vollständige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerläßliche Bedingung aller socialen Beziehungen der Freien zu einander, und kraft dieser hohen Bedeutung der Ehre hat sich dieselbe Bedingung erhalten bis auf diesen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß die Ehre groß und umfassend genug sei, welche der Freie vom Gesetz erhalten kann. —

Somit kann Ihnen denn meine Verlegenheit nicht entgehen. Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Gesetze nicht in dem Maße geschützt finde, wie ich als Sohn Germaniens sie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da eine sittliche Grenze der Macht der Staatsgesetzgebung anzunehmen, wo die höhere Autonomie der Ehre ihren

Anfang nimmt. Diese Autonomie ist so zart, sie ist so inwendig in der Brust des gebildetfühlenden Mannes begründet, daß schwerlich ein allgemeines Gesetz sie jemals ganz beseitigen wird. Nur das Recht, Schieds- und Ehrenrichter zu wählen in Fällen, die gleich dem unsrigen, Herr Graf, eine höchst private, aber doch durch eine öffentliche Autorität gesicherte Ausgleichung verlangen könnten, würde uns als billigen und gebildeten Männern gnügen können; sonst aber nichts als Waffen. Allein — haben wir ein solches Recht? Würde man uns nicht wegen Winkelgerichtsbarkeit und Verlust von Sportuln und Stempeln in Anspruch nehmen? Sind nicht unsere „ordentlichen Richter auch einst jung gewesen," wie Dr. Paulus sagt, und wissen sie daher nicht, über zarte Ehrensachen uns gehörig ins Klare zu setzen? — Ja wohl! sie sind jung gewesen, und sind froh, daß sie so alt sind, um der Plackereien der Ehre wegen überhoben zu sein!

Wahrlich, Herr Graf, ich dächte, wir vertrügen uns um unsern Streit, und ließen dem Mittelalter, den Officieren, den Studenten, und wer sonst Lust und Gefallen am Werke hat, sich zu raufen, ehe wir uns durch Ausgleichung unserer Ehrensache den junggewesenen Richtern auf diese oder jene Art in die Hände lieferten. —

Etwas schien mir jedoch betrachtenswerth, als ich der Sitte des Zweikampfes nachdachte, und da es eine Beziehung zu dem Gegenstande meiner Mittheilungen hat, erlaube ich mir, schließlich Ihre gütige Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen.

Es kam mir nämlich etwas inconsequent vor, daß die Ritter und Rittersöhne schon vor mehr als zweihundert Jahren den Söhnen der Bürger unter gewissen Verhältnissen das Recht zugestanden, ihre Ehre mittelst der Waffen ihnen gegenüber vertreten zu können. Nach einigem Forschen fand ich, daß den Doctoribus und namentlich denen

juris utriusque die Ritterehre zugestanden ward, so daß diese sogar den nicht zu Doctoren promovirten Rittern im Range vorgezogen wurden. Was war natürlicher, als daß die noch nicht zu Rittern geschlagenen Söhne der Ritter den Söhnen der Bürger, welche auf die Doctorwürde aspirirten, einen gleichen Rang mit sich selbst einräumen mußten, da ohnehin die akademischen Bürgerrechte jeden Unfreien frei, und jeden, der sie erwarb, in Rechten und Ehren gleich machten.

Wie wesentlich dieß alles beigetragen habe, einen freien, gleichberechteten Stand neben dem mit singulären Rechten begnadeten Ritter- und Bürgerstand auszubilden, läßt sich nicht verkennen. Im Laufe der Zeit hat dieser Stand der Gebildeten alle Stände verschlungen, und selbst der Fürst muß und wird es sich zur Ehre rechnen, ihm zugezählt zu werden; ja, man darf behaupten, es gebe außer dem Stande der Gebildeten weder eine Ehre, noch überhaupt wirklich einen Stand. In

diesem Stande allein hat sich jenes zarte Ehrgefühl erhalten, welches eine Autonomie trotz der drohendsten Gesetze und Strafen in Anspruch nimmt, und so sehen Sie, Herr Graf, die zarteste Blüthe der Chevalerie, das Ehrenthum, dem ganzen Stande der Freien, aus welchem Ritterschaft, Adel- und Bürgerstand einst hervorgegangen sind, recht eigentlich wieder zurückgegeben.

Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude es mir macht, daß ich in einer Zeit lebe, wo kein Ritter und Edelmann es wagen dürfte, mir zu sagen, er habe mehr Ehre als ich. Ich würde ihm alle meine Briefe an Sie vorlesen und ihn fragen, worauf er sein Plus der Ehre und mein Minus gründe; dann würde ich ihm sagen, daß meine Vorfahren freie Dithmarser, Friesen, Schweizer u. s. w. gewesen, und wenn er die Ehre und den Ruhm dieser Männer nicht anerkennen wollte, so würde ich ihn nach der Ehre und dem Ruhme

seiner Vorfahren fragen, die von den meinigen vielleicht erschlagen worden sind, als sie ihre Freiheit, ohne welche kein Mann Ehre hat, vertheidigten.

Sie sind so gütig, Herr Graf, Ihrem Stande zu rathen, sich den Genuß des lehrreichen Umganges mit den Gebildeten der andern Stände nicht durch unverständiges Absondern zu entziehen. Ich muß Ihnen sagen, daß solche Männer Ihres Standes, die den Gebildeten als Ungleichen und nur als Mittel eines angenehmen Genusses betrachten, in einem üblen Geruch stehen. Diese geben ihnen Dünkel, Hochmuth, vornehme Herablassung und dergleichen Dinge schuld, welche der Gebildete eben nicht als Merkzeichen wahrnimmt, daß er sich unter seines Gleichen befinde, und Sie würden nicht zu weit gehen, wenn Sie annähmen, daß dieß der Grund sei, weshalb in neuerer Zeit der Gebildete mehr und mehr sich von dem Geburtsadel zurückzieht. Diese bürgerlichen Menschen

haben auch ihren Stolz, und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht höher und edler nennen soll als jenen, welcher auf geerbten Vorrechten, vermeinter feinerer Lebensart, Courtoisie und eingebildetem besserem Blute u. dergl. aufsprießt. ..

Was meinen Sie, Herr Graf? — Sollte in den nächsten zehn Jahren in Teutschland die faktische und rechtliche Verschmelzung aller Grundeigenthümer zu einem gleichberechteten Stande erfolgen, wie Manche wohl hoffen mögen, so möchte es am gerathensten für den Ritterstand seyn, sich, um doch Etwas in der socialen Idee vor dem Bauer vorauszuhaben, dem Stande der Gebildeten recht förmlich, aufrichtig und ohne allen Vorbehalt einzuverleiben; er möchte sonst gar nichts mehr bedeuten, und völlig in Mißcredit gerathen. Das Beispiel des Adels in Frankreich sollte ihm theils zur Warnung, theils zum Vorbilde dienen. Dort ist die Intelligenz fast zum Nivellement der Stände gediehen, und die kleinen noch vorhandenen Un-

ebenheiten beruhen in solchen Vorrechten, die dem größeren Verdienste und der höheren Bildung billig als eine lebenslängliche Auszeichnung zu gönnen sind. Und hiermit hat der Geburtsadel aufgehört, die höchste Staffel der Gesellschaft zu sein, in welcher in der That das Bewußtsein erwacht ist, daß weder in den Vorrechten eines Standes, noch in den ordinären Utilitätsprinzipien der Fabrikanten ihre höchsten Interessen gesichert sind.

In der Voraussetzung, mich Ihnen vollständig deutlich gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen und bitte Sie, nie an der Aufrichtigkeit der Versicherung meiner ungeheuchelten innigen Hochachtung zu zweifeln, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen,

Herr Graf,

Ihren

ganz ergebensten

Kahldorf.

